Heft 6 Juni 1991 6,80 DM

C 12027 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Hannah Arendt: Persönliche Verantwortung unter der Diktatur (Erstdruck)
- Pohrt, Bernstein, Köhler, Wolf, Henscheid, Scharang, Diederichsen, Tomayer
- Tolmein in Kurdistan
- Kahl grüßt Kirchentag

in konkret Juni 1991

von konkret

an konkret

Augstein-Golodkowski von Hermann L. Gremliza

Schöne Neue Welt von Wolfgang Pohrt

Wie in den Bergen Kurdistans die Zukunft begann und jene Epoche zu Ende ging, »in der es den Anschein hatte, als ließen sich die Massen von der Vernunft zum Aufstieg aus eigener Kraft lenken«

Durchs besetzte Kurdistan von Oliver Tolmein

Die außergewöhnliche Bedrängnis der geflohenen irakischen Kurden und der Ausnahmezustand in türkisch Kurdistan bilden ein Ganzes. Repression und humanitäre Hilfeleistung, Zerstörung im Krieg und Wiederaufbau durch das Militär sind einander ergänzende Maßnahmen. Eindrücke einer Reise von Diyarbarkir nach Zakoh

Buch des Monats: Die hybride Moderne von Kurt Hübner

Anmerkungen zu dem Buch von Robert Kurz: Honeckers Rache. Zur politischen Ökonomie des wiedervereinigten Deutschland, Edition TIAMAT, Berlin 1991, 176 Seiten, 24 Mark

»Fälschung und Betrug« von Otto Köhler

Ein uralter Scherzreim hat durch die Habilitierung eines Auftragshistorikers der Bayer-Werke an der örtlichen Universität eine weitere Version dazugewonnen: Und wirst du nichts in dieser Welt, dann wirst du was in Bielefeld

Wirklich »deutsches Blut«? von Winfried Wolf; Hermann L. Gremliza

Seit einem Jahrzehnt hat Winfried Wolf eine kaum übersehbare Zahl meist wirtschaftspolitischer Beiträge für KONKRET geschrieben. Der Golfkrieg aber hat das stets freundschaftlich-kritische Verhältnis zwischen dem Autor, der seit einigen Jahren Chefredakteur der »Sozialistischen Zeitung - SoZ« ist, und der KONKRET-Redaktion heftig erschüttert: Wolf warf KONKRET proimperialistische Partneinahme vor, KONKRET attestierte dem Kritiker Wolf »Schwierigkeiten beim Lesen«. Hier nun antworten noch einmal Wolf - und Gremliza, dessen Randglossen kursiv gesetzt sind

Der Anfang... von Andreas Fanizadeh

Jutta Ditfurth und ihre Radikal-Ökologen haben die Grüne Partei verlassen und einen eigenen Verein gegründet. In zwei Jahren schon wollen sie den rosagrünen Frankfurter Magistrat stürzen

...vom Ende von Ulli K.

Während in Frankfurt gegründet wurde, hat sich in Hamburg die einst interessanteste der K-Gruppen aufgelöst, der Kommunistische Bund, KB genannt

Die persönliche Verantwortung unter der Diktatur von Hannah Arendt

Hannah Arendt, Philosophin und Soziologin, 1906 in Hannover geboren, 1933 vor den Nazis nach Frankreich und 1940 in die USA geflohen, veröffentlichte 1963 ihren Prozeßbericht »Eichmann in Jerusalem«; ihr Wort von der »Banalität des Bösen« wurde bald überall zitiert und fast überall mißdeutet. 1964 und 1965 hielt Hannah Arendt deshalb einen Vortrag vor mehreren amerikanischen Universitäten, um den Mißverständnissen, aber auch den Verzerrungen und Verfälschungen ihrer Haltung entgegenzutreten. Eine stark gekürzte Fassung des Vortrags wurde von verschiedenen Rundfunkanstalten ausgestrahlt, erschien 1964 in der BBC-Zeitschrift

»The Listener« und in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Was heißt persönliche Verantwortung unter einer Diktatur?« (in Hannah Arendt: Nach Auschwitz, Berlin 1989). Der Text, dessen englisches Original in der Library of Congress in Washington liegt, wird hier erstmals vollständig veröffentlicht. Die Übersetzung hat Eike Geisel besorgt

Eduard Fuchs wird wiederentdeckt von F. W. Bernstein

Nachrichten aus Wien:Zwei Ereignisse in einem Frühjahr! von Michael Scharang

Rudolf Burger schrieb über die Wiener Weltausstellung, so daß es sich erübrigt, sie abzuhalten. Werner Vogt schrieb über den Wiener Hexenprozeß gegen vier Krankenschwestern, so daß doch jemand Recht sprach

Kriegsrufe und Totenklagen von Gerhard Schroth

Assia Djebar, Aktivistin der algerischen Revolutionsbewegung FLN während des Krieges gegen Frankreich, hat eine Geschichte der kolonialen Unterdrückung und antikolonialen Befreiung Nordafrikas geschrieben, die gleichzeitig auch die Geschichte ihrer persönlichen Befreiung erzählt: ein Denkmal für die Frauen Algeriens

Von Gesetz und Recht von Eckhard Henscheid

Vorstudien für eine neue und einheitliche gesamtdeutsche Verfassung

»Ich will raus aus der jüdischen Weltherrschaft« von Klaus Bittermann

Was deutschen Autorinnen und Autoren zum Golfkrieg doch so einfallen kann

Die Hölle der Unschuld von Georg Seeßlen

Vier Kino-Märchen vom Mensch-Werden in der Nachmoderne: Edward mit den Scherenhänden - Das Schweigen der Lämmer - Schrei in der Stille - Ein Engel an meiner Tafel

DER ANHANG von Diedrich Diederichsen

1. Boogie Down Productions: Live Hardcore Worldwide, (BMG/Jive/Ariola)

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 06/91, S. 4

von konkret

Der »Informationsdienst« der Einkaufszentrale für öffentliche Bibliotheken informiert die öffentlichen Bibliothekare über eine Neuerscheinung:

Gremliza, Hermann L.: Frau Schwarzer ihr Haus seine Lieblingswurst. - Hamburg: Konkret-Literatur-Verl., 1990. - 175 S.: Ill.; 21 cm, fest geb.: 28.-

Soweit die Informationspflicht. Es folgt der Einkaufszentrale Informationskür:

Gedacht ist die Zitatenfledderei wohl als vernichtende Kritik an Meinungsmachern und Presseorganen, tauglich ist sie eher als Psychogramm dieses unsäglich selbstgerechten und arroganten Oberlehrers, demgegenüber eine Planierraupe noch als Präzisionsinstrument erscheinen muß. Seine wohlfeile Masche, kommentierend jeden und alles niederzumachen, ist angetan, noch aus einem nassen Schwamm Funken zu schlagen - da wird selbst berechtigte Kritik wirkungslos. »Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte« (ID 31/86) mochte ja noch angehen, mittlerweile liegt der Verdacht nahe, der Herr KONKRET-Herausgeber giftet schlicht gegen alle Blätter, die sich eines höheren Anzeigenaufkommens als sein eigenes erfreuen.

Manfred Rothe

Mal abgesehen davon, daß es vielleicht nicht unbedingt zu den Aufgaben einer »Einkaufszentrale für öffentliche Bibliotheken« gehört, öffentliche Bibliothekare in internen Zirkularen vor der Bestellung von Büchern zu warnen, die irgendeinem durch nichts als durch Schwierigkeiten beim Schreiben und Denken qualifizierten Kretin nicht passen, ist die Wirkung, die Gremlizas Polemik tut, immer wieder wundersam: Sie versetzt, wie man sieht, einen Lohnschreiber wie diesen Rothe, von dem für kleines Zeilengeld nie mehr erwartet wurde als die korrekte Angabe von Titel, Seitenzahl, Bestellnr. und Preis, einen hauptberuflich Unbekannten also, der darum nie in der Gefahr stand, ins polemische Visier zu geraten, sogleich in eine Panik, die ihn alle Kontrolle über sein bißchen Verstand verlieren und wie todessehnsüchtig vor die Planierraupe jenes Gefürchteten rennen läßt, die aus einem nassen Schwamm Funken zu schlagen versteht und am Ende sogar aus einem nassen Dummsack wie diesem Rothe, der sich aber beruhigen kann: der Herr Herausgeber, dem wir den Text der Einkaufszentrale zwecks Aufnahme in die Rubrik EXPRESS übermittelt haben, hat bereits abgewinkt: Er könne sich nicht mit jedem Dreck befassen.

Gremlizas Titelheldin durfte unterdessen im »Spiegel« drei Seiten lang die Beweise dafür nachliefern, warum Henryk M. Broder sie an selber Stelle zu Recht eine Antisemitin genannt hatte. Neben und nach allem möglichen gedanklichen wie sprachlichen Unfug (»Einem jüdischen Menschen gegenüber werde ich, die 1942 Geborene, mein Leben lang Deutsche sein - schweren, aber bewußten Herzens« oder »Eine Lektion, die offensichtlich gerade mit deutschem Erbe besonders schwer zu begreifen ist«) kommtFrau Schwarzer so zu ihrer Sache:

Der Golfkrieg hat nun auch in der deutschen Nachkriegs-Intelligenzija neue, eigentlich überfällige, auf jeden Fall aber klare Fronten gezogen. Auf der einen Seite stehen die alerten Wendehälse, die Broders, Enzensbergers und Gremlizas... Zu lange waren die Verhältnisse klar - zu klar - in Deutschland: hie die bösen Rechten, da die guten Linken; hie Kapitalismus, da Sozialismus. Doch schon immer war so mancher »Linker« nicht so links wie sein Etikett (wir Frauen können ein Lied davon singen). Und jetzt, wo es um eigene Pfründe und die Sicherung eines warmen Plätzchens im Establishment der weißen Herren (und ihrer ZuträgerInnen) geht, da kommen die Karten endgültig auf den Tisch.

Was aber nützen die Karten auf dem Tisch, wenn dafür jetzt nicht mehr alle Tassen im Schrank sind, jedenfalls nicht in dem dieses Talkshowmariechens, das, seit es zwar nicht weißen Herren, aber kohlrabenschwarzen Dienern wie dem Fuchsberger den Haushalt macht, von allen Pfründen verbannt ist und ein warmes Plätzchen allenfalls noch findet, wenn es die Intelligenzija so russisch schreibt, wie das in Deutschland immer nur die Nazis und die Neonazis getan haben, und dem Herausgeber des »Spiegel«, dessen Etikett nicht so rechts ist wie er selber, tief ins Establishment kriecht: »1982 dann war Broder in Jerusalem bei einem Treffen Überlebender aus den KZs und klärte die schockierten Anwesenden persönlich über zwei besonders üble deutsche Antisemiten auf, ihre Namen: Rudolf Augstein und Alice Schwarzer«, schreibt Alice Schwarzer in Rudolf Augsteins Deutschland-Magazin.

Und die »alerten Wendehälse«? Broder hat vor einem Jahrzehnt unter erheblichem Trara öffentlich seinen »Abschied von der deutschen Linken« genommen, zu der er als Liberaler nie gehört hatte; Enzensbergers Wende zum Freund des Luxus und der Moden liegt noch ein paar Jahre weiter zurück. »Der Golfkrieg hat nun...« in beiden Fällen gar nichts, und es bleibt bloß die Vermutung, daß Frau Schwarzer sich mit dem Lesen so schwertut wie mit dem Schreiben. Nur von dem Dritten im Bunde, von Gremliza, ließe sich sagen, daß er bis zuletzt behauptet hatte, ein Linker zu sein, um anläßlich des Golfkrieges

plötzlich und unerwartet doch gegen Frau Schwarzers »Bruder Saddam« aufzutreten. Andererseits behauptet Gremliza auch nach dem Golfkrieg, Kommunist zu sein, und macht nicht den geringsten Versuch, im Gedränge zwischen den Damen und Herren Schwarzer, Broder und Enzensberger auch für seinen Arsch ein Plätzchen an der Heizung zu erobern.

Konkret 06/91, S. 6

an konkret

Sulkyfahrer der Weltrevolution

KONKRET 5/91: »Bankrott der Linken?«, Streitgespräch zwischen Groepler, Ebermann, Reemtsma, Gremliza u. Tolmein über die Linke nach dem Golfkrieg

Tscha, Grämlichza,

gab es da nicht im »finsteren« Mittelalter eine sehr ernsthaft geführte »Gelehrten-Diskussion« darüber, wieviele Teufel auf einer Nadelspitze tanzen können? In »Bankrott der Linken?« wolltet ihr beweisen, der olle Marx hat doch recht. Und wie - Geschichte wiederhole sich nicht, es sei denn als Farce. Da offenbart sich angemaßte Welterkenntnis als unfreiwillige Komik.

Und natürlich fehlt bei dieser Lachnummer auch nicht der großmäulige Sulkyfahrer der Weltrevolution (Nie wieder Krieg - nie wieder zweite Liga!) und angehende Zigaretten- und Zeitungshöker Ebermann.

Aber eines hast Du diesen selektiven Pazifisten doch schön klargemacht: Sie sind nichts weiter als miese Antisemiten. Denn, sollten die Araber eines Tages die Juden ins Meer gejagt haben, werden die stolzesten der Arier, die Deutschen, eben diese Araber wieder als »Korinthen-Kacker«, »Kameltreiber«, »stinkige Ziegenficker« bezeichnen. Weil - auch Araber sind Semiten.

Ihr »Linken«, »Rechten«, »Nazis«, »Demokraten«: es ist das Elend der Deutschen - sie müssen immer den Herrenmenschen raushängen lassen. An seinem Wesen soll die Welt genesen. Sie singen ein Lied, oder sie schreiben einen Kommando-Brief - ‘s handelt immer von Wessel.

R.-P. Maetz

Hamburg

Zwei zentrale Motive ziehen sich durch alle Argumentationen: Begründung der eigenen Positionsnahme für oder wider diesen imperialistischen Krieg zum einen und zum anderen dies mithilfe unterschiedlicher historischer Analogien.

Zum ersten Motiv wäre noch zu sagen: Solche strategischen Parteinahmen für den politischen Gegner unterstellen stets die eigene Gewichtigkeit. Als ob uns jemand um unsere Meinung fragte zu dem, was gleichwohl einfach geschieht. Gerade die Kritik dieser vermeintlichen Potenz wäre dagegen doch wohl der erste Schritt und Zeichen gegen den »Bankrott der Linken«. Szenarien, die sich um die eigene Person zentrieren, werden allein zur Waffe gegen Waffen anderer; also zur Kopie des Modells kapitalistischen Wirtschaftens. Das Offenbaren solcher Stellungnahmen trägt Selbstgeißelungscharakter und verhindert den methodischen Selbstbezug als auch den Sachbezug. Gerade der zunehmend zur Waffe geschmiedete Begriff des Antisemitismus scheint mir trotz der »Dialektik der Aufklärung« und erst recht nach ihr zur leeren Hülse zu geraten.

Zum zweiten Motiv wäre dann mit Adorno zu sagen: Der historische Vergleich supponiert schon den eigenen Gehalt, den zu beweisen erst noch seine Aufgabe wäre; er ist Tautologie und entfaltet die Logik des den Besitz fetischisierenden Denkens.

Die eigenen Voraussetzungen von Aussagen sollten einmal mitthematisiert und in Beziehung gesetzt werden. Denn besser wäre die Kritik kritisch zu betreiben, damit eure Leser sich nicht in welche Identität auch immer - sei sie noch so strategisch - flüchten.

René Reinshagen

Bochum

Während der Lektüre Eures Streitgespräches drängt sich mir als durch und durch schlichtem Gemüt folgende Frage auf: Meint Gremliza wirklich, daß jede Äußerung, die sich kritisch mit der israelischen Politik in den besetzten Gebieten auseinandersetzt, der zumindest latent vorhandene Ausdruck eines wie auch immer gearteten Antisemitismus unter einem Teil der Linken ist?

Mir jedenfalls kommt bei diesem schon pathologischen Phänomen folgende Sentenz in den Sinn: Wen das Schicksal verderben will, den schlägt es mit Blindheit - im vorliegenden Fall - mit kontraproduktivem Philosemitismus. Und dies ist - in Gottes Namen - keine Äußerung eines Antisemiten, sondern eines, wenn auch kritischen, Freundes des Staates Israel, der

die Befürchtung hegt, daß der Vorwurf des Antisemitismus, ständig in unangebrachter Weise wiederholt, solchen irgendwann einmal hervorruft.

Derk Krause

Berlin

Mehr als sechzehn Jahre Dasein als Herausgeber eines kleinen Monatsblattes machen einsam. Der Vielschwatz Tolmein kündigte seinen Anstellungsvertrag, weil er sich in der Redaktion über die politische und sprachliche Qualität einiger Autoren und ihrer Manuskripte (richtiger wohl: seiner Autorenschaft und seiner Manuskripte) nicht hatte durchsetzen können; Thomas Ebermann wähnt sich in politischer Feindschaft zu seinem Duz-Freund Hermann; das Rateteam-Mitglied Frau Schwarzer und der trotzkistische Genosse Winfried Wolf bekommen auf die eine oder andere Weise die wohlwollende Freundschaft Gremlizas entzogen. Und dennoch (wieso dennoch? - deshalb?!): KONKRET ist gut und vital und intelligenter denn je, man denke nur an Georg Fülberth und Wolfgang Schneider.

Die Handvoll linker Damen und Herren, welche unverdrossen den Kapitalismus bekämpft, die seriösen, die veritablen, die wenigen Linken also, sie werden hoffentlich rechtzeitig bemerken, was sie an KONKRET haben. Denn letztlich gleicht KONKRET in gewisser Weise Klosterfrau-Melissengeist. Nie war es so wertvoll wie heute.

Thorsten Steinmann

Bielefeld

Gremliza spricht von 1.100 Abo-Kündigungen von ‘Friedensfreunden’ nach der KONKRET-Bankrott-Erklärungsnummer vom März 1991 und macht damit deutlich, daß er von der Debatte, die mit den in dieser Nummer geäußerten Positionen - insbesondere der pro-imperialistischen von Gremliza/Pohrt - ausgelöst wurde, nichts begriffen hat. Um ihm noch eine Chance zu geben, zu verstehen, daß der massiven Kritik an KONKRET anti-imperialistische Motive zugrunde liegen, kündige auch ich mein KONKRET-Abo mit sofortiger Wirkung und bitte darum, den überzähligen Abo-Betrag auf das Konto ‘Waffen für El Salvador’ einzuzahlen.

Michael Steffen

Marburg

In westeuropäischen Nachbarstaaten mit weitaus demokratischeren und zivil-couragierteren Traditionen als Deutschland erregte die hiesige Friedensbewegung eher Unverständnis. Man fragte sich, warum die Deutschen den Irak zuerst aufrüsten und sich dann aus dem Krieg raushalten und z.T. noch so tun, als gelte der alliierte Angriff ihnen. Deutschland war keine Kriegspartei auf Seiten der USA, Gremliza hat recht. Aus Deutschland kamen Ermahnungen und Ratschläge - »an deutschem Wesen soll die Welt genesen«, hab’ ich schon mal irgendwo gehört. Und einige Produktionsanlagen zur Herstellung gewisser Kampfmittel.

Wo befindet sich eine Linke, die die Bewegung nach Rückwärts nicht sieht, in alten schwarz-weiß-Strukturen verharrt und weltpolitische Veränderungen ignoriert? Vielleicht sorgt die begonnene Diskussion über die Bewertung des Golfkrieges endlich für eine Annäherung an die Realität einer Welt ohne UdSSR als zweite (ausgleichende?) Großmacht und die dringend notwendige Entrümpelung des Denkens von überholtem ideoligischen Ballast - trotz oder meinetwegen auch wegen der Gräben, die mittlerweile aufgerissen wurden. Wenn die alten Rezepte noch gelten würden, hätte es diese Konfrontation der Ansichten nicht gegeben.

P.S. Wenn Gremliza sagt, er habe wegen Pohrt, Schneider und seiner eigenen Position 1.100 Abonnenten verloren, so hat er wegen der ‘konkreten’ Meinungsvielfalt demnächst wenigstens einen mehr!

Michael Gorny

Köln

Gottgewollt

KONKRET 5/91: »Aus der Provinz: westl. Abt.« von Karl Anton & Vororth

Ach, was könnte und müßte nicht noch alles über die in dem Artikel benannten bzw. nicht auftretenden Institutionen und Personen geschrieben werden, um Farbe und Gehalt des Gifhorn-Sumpfes noch genauer zu treffen. Das Verdecken der faschistischen Vergangenheit bei der Kirche mag auf den ersten Blick unverständlich sein. Vor allem, wenn man hört, wie

linksliberal sich das derzeitige theologische Vorstandsmitglied der Kästorfer Anstalten, Pastor Dr. Drude, bei seinen Predigten gibt.

Unter der Fassade dieses Biedermannes kumulieren jedoch jene Ingredienzien, die die braune Soße ausmachen: klerikal-brutaler Machtanspruch und der dem Protestantismus eigene Glaube an die gottgewollte Obrigkeit.

Martha Meier

Gifhorn

Aber Dali

KONKRET 5/91: »Piwitts Siebensachen«

Piwitt ist zurück. Und wie!

War aber auch höchste Eisenbahn.

Danke HP!

P.S. Kahl in den Louvre. Aber Dali!

Ehling, Bielefeld

Konkret 06/91, S. 8

Hermann L. Gremliza

Augstein-Golodkowski

Gelernt ist gelernt, es ist noch kein Meister der Glaubwürdigkeit, der höchsten Kunst des Medienvolks, vom Himmel gefallen, und weil sein Parteibuch ihn auch mal was bei Radio Bremen hat werden lassen, weiß der ehemalige Sprecher der Bundesregierung und spätere Botschafter der BRD in der DDR, wie man`s macht: Man blickt schräg an der Kamera vorbei nach rechts oben, als kniete man vor einem Altar. Sodann versetzt man die Stimme in das Vibrato eines von Tränen heiseren Bettelmönchs, und ab geht die Luzie: Es sei ganz und gar unerträglich, daß dieser scheinheilige Herr Schalck-Golodkowski immer noch frei herumlaufe. Wenn der Schalck einmal vor Gericht gestellt werde, fragt der Moderator, werden Sie, der Sie ihn doch so gut gekannt haben, dann als Zeuge gegen ihn aussagen? »Ich?«, fragt der Klaus Bölling zurück, »Ich? Ich weiß doch nichts.«

Natürlich läuft er immer noch frei herum, er, der einen Mann, über den er nichts weiß, als daß er ihn nicht leiden kann, ohne Anklage, Verfahren und Urteil eingesperrt sehen will, und wie der Bölling auch der Augstein, der »viele Deutsche« wg. Schalck fragen läßt: »Warum läuft der immer noch frei herum?« - nämlich obwohl zwei mittlere Angestellte des Deutschland-Magazins »Spiegel« einige Vermutungen in hoher Auflage verbreitet haben, darunter vor allem die, daß der Verbleib einer größeren Summe Geldes »klärungsbedürftig« sei.

Frei herum wie Bölling und Augstein läuft auch der öffentlich-rechtliche Intendant, über dessen Sender »ein Skandal« genannt werden durfte, daß Schalck »noch immer auf freiem Fuß ist und in seiner Villa am Tegernsee die Unschuld vom Lande spielen kann«, weil auf »Unschuld vom Lande spielen« im neuen Deutschen Reich zehn Jahre Z stehen. Und keineswegs in einem Hochsicherheitstrakt sondern in Pressefreiheit herum läuft der verantwortliche Redakteur der heute leider unzensierten Zonenzeitung »Der Morgen«, der den wiederum von Augsteins Hilfspolizisten stolz apportierten Satz: »Dabei gehörte der Mann schon aus Gründen politischer Hygiene samt seiner Sippschaft hinter Gitter« geschrieben und damit neben der Sippenhaftung auch noch die chemische Reinigung aus dem NS-Arsenal der Umgangsformen mit Kommunisten und Juden zurückgeholt hat. Sie alle laufen frei herum. Schalck aber läuft frei herum, weil sogar die beim Denunzieren von Kommunisten keineswegs zimperliche Westberliner Justizsenatorin der Ansicht ist, daß Volkszorn allein kein Haftgrund sei, und wenn sie das nochmal sagt, ist sie ihren Job los.

An dieser Stelle böte sich dem Verfasser der dramaturgische Kniff an, mit einem »Gewiß ist Schalck bei Licht besehen kein unbeschriebenes Blatt...« oder einer ähnlich linkslinkischen Schmonzette wenigstens einen Teil jenes Mobs zu besänftigen, der das Beharren auf rechtsstaatlichem Verfahren gegenüber des Kommunismus Verdächtigen zwar nicht zu teilen, aber immerhin zu ertragen bereit ist, wenn ein hinreichend Maß an politischem und persönlichem Abscheu vor den Verdächtigten abgeliefert wird. Nun bin ich aber weder der Biermann, dessen Oeuvre zur guten Hälfte aus der Bedienung dieses Bedürfnisses besteht, noch weiß ich von Schalck-Golodkowski so viel wie der Bölling, sondern kenne ihn nur aus dem »Spiegel«, der »FAZ« samt deren Kinderausgabe und aus dem Fernsehen, und was ich dort über ihn gelesen oder von ihm gesehen habe, hat eher mein Urteil über die deutschen Schriftleiter verfestigt als eines über den Delinquenten ermöglicht. Mein Eindruck als Leser und Fernsehzuschauer ist, daß ich gegebenenfalls den Schalck als Zellengenossen doch dem Augstein vorzöge und erst recht dem Bölling.

(Was mich von allem bisher über ihn Gelesenen und Gehörten allein gegen ihn aufbringen könnte, wäre die Erhärtung des Verdachts, daß Schalck-Golodkowski zu jener Gorbatschow-Clique gehört, welche die DDR an die BRD verraten hat, zu diesen wirklichen geheimen deutschen Revolutionsräten also, an deren Fäden die Masurs und Bohleys herumturnen durften. Er selber hat sowas angedeutet, und Augsteins Deutschland-Magazin trägt ein Indiz dafür nach: Innenminister Wolfgang Schäuble habe im Herbst 1989 die Chefredaktion des »Spiegel« telefonisch gebeten, von der Veröffentlichung eines Beitrags über die Geschäfte des SED-Devisenbeschaffers abzusehen: »man brauche Schalck noch im deutschdeutschen Verhandlungsprozeß«. Seine Strafe hätte ihn dann freilich schon ereilt: Während heldenhafte Lohnschreiber, deren Rosette flattert, wenn der Verleger sie mißbilligend ansieht, ihr Mütchen an ihm kühlen dürfen, erhält der Kapellmeister Masur, dem Schalck einst auf Anweisung des Kulturministers die Westautos besorgen mußte, zusammen mit dem Dichtkünstler Reiner Kunze zum Dank für die Beihilfe bei der Beseitigung der DDR den nach dem höchsten SS-Führer im Reichsprotektorat Böhmen und Mähren benannten und von Deutschlands größtem Rüstungskonzern mit je 25.000 Mark dotierten Schleyer-Preis; wenn der Havel dazu die Preisrede hielte, hätte die neuere Geschichte sich wahrlich gerundet - aber wie so viele meiner Wünsche wird auch dieser nicht in Erfüllung gehn, weil der Präsident einen Einakter zu Ehren der sudetendeutschen Landsmannschaft dichten muß und deshalb i.V. den Dubcek schickt. Genug.)

»Der Schalck-Skandal« des »Spiegel«, der »Bild«- , der »Tages-« und der anderen Zeitungen wäre tatsächlich der nach Schalck-Golodkowski benannte Skandal des »Spiegel«, der »Bild«- , der »Tages«- und der anderen Zeitungen, ja er würde in einigen dieser Blätter als ein Skandal der anderen dargestellt, hätten nicht die deutsche Einheit und ihre Probleme eine

Lage geschaffen, in der vormals gepriesene Anstandsregeln der bürgerlichen Demokratie nur noch als störendes Brimborium empfunden werden. In dubio pro reo? Verhältnismäßigkeit der Mittel? Nulla poena sine lege? Unschuldsvermutung? Audiatur et altera pars? Alles Quatsch mit Sauce, solange noch einer frei herumläuft, den Augstein und die Chefredaktion der »Bild«-Zeitung lieber hinter Gittern sähen.

Denn die Mär von dem, was damals, im revolutionären deutschen Herbst 1989, geschehen sein soll, wird schon von manchem und mancher jener Brüder und Schwestern nicht mehr geglaubt, die nur solcher Glaube über die ihnen inzwischen entstandenen Kosten des kurzen Vergnügens hinwegtrösten könnte. Obwohl wie nie zuvor in der bekannten Geschichte den Siegern Überläufer und Denunzianten aller Dienstgrade und sonder Zahl in die Hände fielen, dazu Tonnen von Papier, auf denen die Taten und Untaten der Verlierer mit deutscher Genauigkeit registriert waren - Voraussetzungen, unter denen dem Franz von Assisi das Fegefeuer gewiß gewesen wäre, vom Bundesminister der Verteidigung nicht zu reden - , war selbst von den Siegern nach deren eigenen Prinzipien und bei bösestem Willen kaum einem der Verlierer etwas strafrechtlich Justitiables vorzuwerfen. Sogar den Oberbonzen Harry Tisch mußten sie, weil ihm noch weniger anzulasten war als dem Oberbonzen Lambsdorff, aus der Haft entlassen. Zuvor freilich durfte der »Spiegel« aus den gefängnisärztlichen Untersuchungsberichten über ihn und Erich Mielke zitieren:

Der General im Ruhestand hat ein tadellos funktionierendes Herz-Kreislauf-System (Puls: 80/min; Blutdruck 150/80 mm Hg); Wirbelsäule und Extremitäten sind gut beweglich... Auch Harry Tisch ist physisch nicht schlecht dran... Die Belastungen im Streßberuf des Politikers hat der norddeutsche Arbeitersohn immer gut weggespült; seine Leber hat sich inzwischen wieder erholt. Herz, Kreislauf, innere Organe und das Bewegungssystem sind altersentsprechend gesund.

Bildunterschrift: »Untersuchungshäftling Tisch: Auf null Promille gesenkt.« Wenn es um Kommunisten geht, die immer Untermenschen sind (und als Gefangene zumal), gilt die Schweigepflicht des Arztes als Inspiration für eine Schweinekür des Berichterstatters. Daß nach dieser Bildunterschrift und dem Blutdruck 150/80 mm Hg der Augstein und seine anonymen Mittäter immer noch frei herumlaufen, daß nicht an ihnen der Restanstand der bürgerlichen Gesellschaft ein Exempel statuiert, das ist der ganz normale Skandal dieser Tage.

Konkret 06/91, S. 10

Wolfgang Pohrt

Schöne Neue Welt

Wie in den Bergen Kurdistans die Zukunft begann und jene Epoche zu Ende ging, »in der es den Anschein hatte, als ließen sich die Massen von der Vernunft zum Aufstieg aus eigener Kraft lenken«

Nach dem Vorbild deutscher Kolonialtruppen, die im Jahr 1904 die Hereros zwecks Ausrottung in die Wüste trieben, hatte Anfang April die irakische Armee aus der unbewohnbaren Hochgebirgsregion ein natürliches Vernichtungslager gemacht. Der Erfolg des vereinfachten Verfahrens ohne Auschwitz-Brimborium, ohne Gaskammern und Verbrennungsöfen hieß, daß in den aufkommenden Nationalstaaten des Ostens und in den Ländern der Dritten Welt die Rückständigkeit keine Gewähr für das Scheitern von Ambitionen bot, wie sie aus der Konkurrenz zwischen Kollektiven entstehen, die keinen Zweck als ihre Existenz kennen und keiner Kontrolle duch eine ihnen übergeordnete Macht unterworfen sind. Jahrelang war das Wort vom historischen Augenblick und der geschichtlichen Wende eine Propagandalüge, jetzt brach das neue Zeitalter wirklich an, welches den Völkern die Befreiung von der Bevormundung durch die Supermächte versprochen hatte. In den Lagern, wo die Stärksten sich ums Brot schlugen und die Schwächeren wie die Fliegen starben, bildete sich das Muster für die kommende Ordnung der Welt.

Unter der alten Ordnung, wo die Souveränität der Nationen durch Bündnissysteme eingeschränkt war, mußten Machterhalt und Machterweiterung wenigstens dem Anschein nach der Bewahrung oder Herstellung besserer Lebensverhältnisse für alle Menschen dienen. Solange der Westen gegen den Ostblick konkurrierte, hielt die Gewalt sich in Grenzen, weil sie dem Anspruch nach den Menschen zur Freiheit oder zum Sozialismus verhelften sollte. Weder die amerikanische Intervention in Vietnam noch die sowjetische in Afghanistan stellten simple Raub- und Ausrottungskriege dar wie etwa der deutsche Überfall auf Polen oder die Sowjetunion. Nicht Plünderung von Reichtümern, Gebietserwerb oder Vertreibung und Dezimierung der Bevölkerung waren das Ziel, sondern die Machtpolitik verstand sich als Durchsetzung der besseren und im Prinzip universell anzustrebenden gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse anderswo, zum Nutzen derer, die dort lebten. Zwischen dem Anspruch und der Realität vermittelte die Propaganda.

Unter der neuen Ordnung wird Propaganda überflüssig, weil der Anspruch entfallen ist, vernünftige Verhältnisse durchzusetzen. Vom Baltikum bis zum Kaukasus bilden die nationalen Unabhängigkeitsbewegungen den Endpunkt einer Entwicklung, die Horkheimer folgendermaßen beschrieben hat: »Die Vision der Errichtung der Erde in Gerechtigkeit und Freiheit, die dem kantischen Denken zugrunde lag, hat sich in die Mobilisierung der Nationen, in den Aufbruch der Völker verwandelt. Mit jedem Aufstand, der der großen Revolution in Frankreich folgte, so will es scheinen, nahm die Substanz des humanistischen Inhalts ab und der Nationalismus zu.«

Nationalismus heißt heute, als Kollektiv Macht ausüben zu wollen, egal zu welchem Zweck und um welchen Preis. Die Macht wird schrankenlos, die Politik bildet sich zurück in das, was dem Wesen nach sie zu sein nie wirklich aufgehört hat, in Bandenkriminalität, die sich von der gewöhnlichen nur durch die Dimension unterscheidet. Keinem anderen Zweck diente der irakische Überfall auf Kuweit, als die leere Kriegskasse eines Führers zu füllen, dessen Richtschnur im praktischen Handeln die Gangsterlogik war, daß man sich mit Waffen Geld besorgen und mit Geld noch mehr Waffen kaufen kann. Personen zu beseitigen, wenn sie im Weg stehen, ist gemäß dieser Logik nur konsequent. Nicht vom Prinzip her, sondern nur durch die Umstände unterschied sich der Überfall auf Kuweit vom Mord an den Kurden, und dieser war möglich, weil jener ungesühnt blieb.

Als am 28. Februar der Irak Kuweit wieder hergeben mußte, wurde statt des Verbrechens der bei seiner Ausführung unterlaufene Kunstfehler bestraft. Ganz gegen seine Art und gegen die Regeln der Zunft hatte Hussein nämlich den kuweitischen Emir samt Gefolge nicht umbringen, sondern entwischen lassen. Weil einerseits der Emir Hussein durchaus ebenbürtig war und das Nationaleinkommen als Privatvermögen behandelt hatte, lief nun ein immer noch 100 Milliarden Dollar in Besitztiteln und Wertpapieren schwerer Mann als Geschädigter herum. Weil andererseits ein rechtmäßiger Eigentümer vom gestohlenen Gut vorhanden war, fiel es leicht, den Rechtsbruch wie einen Schadensfall nach der Devise ‘Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her’ zu behandeln. Und weil diese Forderung unpolitisch ist, war es nicht schwer, um sie herum eine bunt zusammengewürfelte Koalition zu sammeln. Bushs Diplomatie war das Kunststück geglückt, aus den Truppen marokkanischer, syrischer und pakistanischer Halsabschneider-Regimes loyale Hilfskräfte eines ordnungsgemäß bestallten Gerichtsvollziehers zu machen.

Der Preis für den Trick war der Verzicht auf den Willen, den ersten offenen Raubkrieg der Nachkriegsgeschichte, die Gefangennahme ausländischer Staatsbürger, die Giftgasdrohung gegen Israel und die Scud-Angriffe auf Tel Aviv als Gründe für einen gerechten Krieg zu betrachten, welcher mit der Niederlage der schuldigen Nation, ihrer Unterwerfung unter den Willen des Siegers, der Entmachtung und Bestrafung ihrer politischen Führung und schließlich damit enden muß, daß auch die Zivilbevölkerung ihre Verantwortung für die Taten der Machthaber zu spüren bekommt, die sie unterstützt

oder geduldet hatte. Statt aber mit allen Konsequenzen besiegt zu werden, wurde der Irak am Ende nur seine Beute wieder los.

Was die Durchsetzung von Rechtsprinzipien per Gewalt hätte sein müssen, war die militärische Zwangsvollstreckung eines Räumungstitels, denn die Feuereinstellung am 28. Februar hieß, daß alle Verbrechen vergessen und vergeben waren und nur die zivilrechtliche Seite der Angelegenheit zählte, die Übereignung der gestohlenen Sache an den rechtmäßigen Besitzer. Raubkriege, so die Botschaft, sind ein Spiel, bei dem man wenig verlieren und viel gewinnen kann - klappt's diesmal nicht, dann beim nächsten. Die chauvinistischen Provinztyrannen in der zerfallenden Sowjetunion, die auf ihre Stunde warten; die postkommunistischen Regimes in den Ostblockländern, denen das Wasser bis zum Hals steht; die völkischen Agitatoren auf dem Balkan; die Deutschen schließlich, die zur politischen Bewältigung ihrer Wirtschaftskrise Ellenbogenfreiheit brauchen - sie alle waren am 28. Februar nach einer kurzen Schrecksekunde um ein Rezept, eine Hoffnung und ein Vorbild reicher.

Einen Monat später spielte der militärisch Geschlagene mit den Siegern Katz und Maus, von Saddam Husseins Entscheidungen hing es ab, an welcher Stelle Bush und Gefährten antraten zum Dienst, mit dem Erste-Hilfe-Köfferchen und mit Care-Paketen, um die Verwundeten zu verarzten, für die Obdachlosen Zelte zu bauen, den Verhungernden eine Ration zu geben und die Leichen wegzuräumen, die der Diktator ihnen vor die Füße warf. Wo Hussein hinkotzte und das Geschirr zerschlug, dienerte als Ausputzer die westliche Führungsmacht mit Wischlappen und Kehrichteimer herbei, stets um Schadensbegrenzung und darum bemüht, daß nicht allzuviel ruchbar wurde. Der Kriegsverlierer führte sich auf wie der mißratene Lieblingssohn, dessen Eskapaden den Eltern viel Kummer bereiten, weil sie mit dem Exzentriker auskommen müssen und es mit den Nachbarn nicht ganz verderben dürfen.

Als die amerikanische Regierung Husseins Truppen morden ließ, weil sie den Zerfall des Irak und den nachfolgenden Kampf der angrenzenden Staaten um die Beutestücke nicht riskieren wollte, hatte sie die Rechnung freilich ohne die amerikanische Öffentlichkeit gemacht. Von einer »beispiellosen Medienkampagne« wußte der Washingtoner ZDF-Korrespondent zu berichten, von Fernsehkanälen, die rund um die Uhr das qualvolle Sterben in den Bergen zeigten und Kurden zu Wort kommen ließen, der der amerikanischen Regierung bittere Vorwürfe machten. Der International Herald Tribune, die einen Monat lang ununterbrochen Ausgabe für Ausgabe den versuchten Völkermord auf der Titelseite hielt, war zu entnehmen, mit welcher Unbeugsamkeit und Schärfe die führenden Blätter und die namhaften Kolumnisten die 'Realpolitik' attackierten, die übrigens auch in den USA so heißt. In den beiden entscheidenden Wochen Anfang April, die nicht den Untergang der Menschheit, aber den der Menschlichkeit zu bedeuten schienen, trat mit Entschiedenheit für die Opfer niemand als die amerikanischen Medien ein. Zwei Wochen lang wirkte die International Herald Tribune, die Kolumnen der großen amerikanischen Blätter nachdruckt, wie das Lebenszeichen aus einer ganz anderen, einer besseren Welt, wenn man sie in der Bundesrepublik las, wo die Medien schon wieder mit der Meeresverseuchung beschäftigt waren und wo die Moderatoren sich vor Peinlichkeit wanden, wenn sie Minister Blüm von seinem Besuch in einem Kurdenlager berichten lassen mußten.

Die folgenden Kolumnen wurden nicht nach Maßgabe der Originalität, sondern der Repräsentativität ausgewählt. Sie enthalten Gedanken, wie sie in leicht variierter Form die gesamte Auseinandersetzung der amerikanischen Presse mit der Regierungspolitik beherrschten. Durchweg sind es Gedanken, auf die man kommen und die man verstehen kann, ohne daß man 15 Semester Marxismus und Philosophie studiert haben müßte. Jeder von ihnen ist unvergleichlich bedeutender als das ganze gesellschaftskritische Geseiere jener Linken hier, die sonst so emsig und spitzfindig nach den subtilsten Formen der Unterdrückung suchen und denen im entscheidenden Augenblick ein Völkermord gar nicht auffiel. Die Großartigkeit der amerikanischen Presse zeigt sich in der Unbeirrbarkeit, das Selbstverständliche unter allen Bedingungen zu formulieren und zu drucken.

A.M. Rosenthal in der New York Times, »Eine Lösung im Irak, während Amerika vom anderen Ufer aus zuschaut«:

Am 19. April 1943 erhob sich das Warschauer Ghetto gegen die Deutschen. Die Welt wußte es. Sie schickte den Juden im Ghetto keine Hilfe. In den Wochen der Revolte starben sie zu Tausenden. Nach Belieben schlachteten dann die Deutschen die Überlebenden ab. Am 1. August 1944 folgte die polnische Untergrundbewegung einem Appell von Radio Moskau und erhob sich in Warschau gegen die dort noch verbliebenen Deutschen. Die Rote Armee sah zu, vom anderen Ufer der Weichsel aus, die durch die Stadt fließt, half aber den Polen nicht. Als der Aufstand niedergeschlagen war, überquerte die Rote Armee den Fluß und brachte polnische Kommunisten an die Macht.

Wie weit ist es von der Weichsel zum Euphrat? Am 28. März 1991 sahen US-Truppen zu, während Saddams in der Sowjetunion hergestellte Hubschrauber, die durch US-Beschluß in seinen Händen geblieben waren, keine Meile weit entfernt irakische Zivilisten im Tiefflug mit Bordwaffen angriffen und unter Granatfeuer nahmen. Die Amerikaner hatten Befehl, nicht auf die Helikopter zu schießen. Betrübt gaben die amerikanischen Soldaten später denjenigen Überlebenden zu essen und zu trinken, die es bis zu ihnen geschafft hatten. In den Tagen davor und danach ereignete sich dieselbe Geschichte auf anderen Schlachtfeldern in Sichtweite der US-Truppen. Das ist eine irakische Katastrophe und eine amerikanische Tragödie.

Amerika steht an der Weichsel und schaut zu, und es kann sich nicht mal wie die Russen damit entschuldigen, daß gegen einen noch kämpfenden Feind vorgegangen werden müßte. Es war die Pflicht der Amerikaner, einem niedergeworfenen und besiegten Feind zu befehlen, keine Helikopter und Panzer zur Niederschlagung des landesweiten Aufstands zu benutzen - und jeden Panzer oder Helikopter zu zerstören, der sich bewegt. Wenn Worte noch eine Bedeutung und Versprechen Gültigkeit haben, wenn das Eigeninteresse noch irgendeinen Wert besitzt, dann waren die Amerikaner dazu verpflichtet. George Bush forderte das irakische Volk dazu auf, sich den Killer Saddam vom Hals zu schaffen. Es ist schändlich, zu behaupten, die Rebellen hätten erwarten müssen, daß er den Befehl widerrufen würde, der sie vor der Vernichtung schützte. Und es lag im eigenen Interesse der USA, den Mann auszuschalten, der den Krieg verursacht hatte. Solange er regiert, werden Unsicherheit und Gefahr im mittleren Osten existieren. Solange er regiert, wäre es für jedes gefährdete Land und jede Befreiungsbewegung selbstmörderisch, den Worten der US-Administration zu trauen. (...) Umfragen zufolge wollen die Amerikaner, daß die irakischen Kampfflugzeuge am Boden bleiben oder abgeschossen werden. Es ist bemerkenswert, wie amerikanische Politiker in den eigenen Spiegel schauen und zu dem Schluß kommen, die amerikanischen Wähler wären Strohköpfe ohne Gedächtnis und Prinzipien.

Natürlich ist das eine schrecklich traurige Sache mit den deportierten irakischen Müttern, die ihre toten Babys umklammern. Schickt ihnen Decken.

(Verständnishilfe für deutsche Leser: Der letzte Absatz ist kein Spendenaufruf, sondern sarkastisch gemeint. Während die Deutschen es als einen Akt solcher Hochherzigkeit betrachten, wenn sie verspätet und in geringem Umfang ihre meist aus Lebensmittelkonserven mit abgelaufenem Verfallsdatum und Altkleidern bestehenden Liebesgaben schicken, daß sie dergleichen Entsorgungsaktionen eine 'Luftbrücke der Menschlichkeit' (Genscher) nennen, ist das bei den Amerikanern offenbar anders. Einerseits scheuen sie weder Aufwand noch Kosten, andererseits bleibt ein Almosen für sie ein Almosen.)

William Pfaff in der *Los Angeles Times*, »Was zu tun ist: Ein übles Regime beseitigen, damit die Flüchtlinge zurückkönnen«:

Um den römischen Geschichtsschreiber Tacitus zu zitieren: Wenn sie eine Wüste hinterlassen, nennen sie es Frieden. Frieden herrscht im Irak. George Bush hat ein Kuweit angetanes Unrecht beseitigt, indem er eine Situation schuf, durch welche größeres Unrecht den Kurden, den Schiiten und anderen Irakern widerfährt, die Bushs Aufforderung an die irakische Bevölkerung vom 15. Februar gefolgt sind, Hussein zu stürzen. (...) Die moralische Basis für eine weitere Intervention im Irak zwecks Entmachtung seiner Regierung ist offensichtlich. (...) Der Irak ist dabei, auf flagrante Weise gegen die universelle Erklärung der Menschenrechte durch die Vereinten Nationen zu verstoßen. Seit 1948 existiert eine Konvention, welche Völkermord verurteilt und vom Sicherheitsrat fordert, dagegen mit angemessenen Mitteln vorzugehen. Und natürlich besitzen die Nationen zum Kriegführen das Recht. Könnte es einen gültigeren Kriegsgrund geben als den, welchen der Irak heute der Welt präsentiert? Abgesehen davon ist die Intervention keine Hypothese, sondern ein Faktum: Die US-Armee hält einen Teil des Irak besetzt, US-Flugzeuge überfliegen das Land.

Ich gehöre zu denen, die im allgemeinen das Prinzip der Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten unterstützen. Was die Krise im Irak betrifft, so würde ich es mit der Bauernregel halten, nicht hinzugehen, wenn man nicht dort ist. Aber wir sind dort. Die Koalition hatte sich entschieden, massiv im Irak zu intervenieren. Sie hat jetzt keine anständige Alternative als die, das Begonnene zu vollenden.

William Safire in der *New York Times*, »Strohmänner helfen den Kurden nicht«:

George Bushs Reaktion auf den Völkermord ist es, ärgerlich zu wiederholen, daß 'our kids' - sein neues, jugendliche Verwundbarkeit betonendes Wort für das, was er bislang als US-Streitkräfte zu bezeichnen pflegte - nicht auf äußeren Druck finsterer Mächte in irgendjemandes Bürgerkrieg 'hin-eingedrängt' oder 'hineingesogen' werden sollen. Das ist der alte Strohmann-Trick. Vor drei Wochen, als es dringend war, Hussein das Unterlassen aller Flugbewegungen und Militäroperationen zu befehlen und damit Tausende unschuldiger Zivilisten ohne die Gefahr von Verlusten auf amerikanischer Seite zu retten, damals ging Bush stattdessen Angeln. Jetzt werden die blutigen Folgen seines moralischen Versagens sichtbar. (...) Was ist zu tun? Erstens muß ohne Begründung und Herumgerede das Nötigste an Unterkunft und Verpflegung bereitgestellt werden. Als nächstes sind, um der Welt ein Beispiel zu geben, 25.000 Kurden als politische Flüchtlinge von den USA aufzunehmen. Zugleich müssen die geflohenen Kurden, Christen und Schiiten von der Koalition garantierte Sicherheiten bekommen, damit sie in ihre Dörfer zurückkehren.

Vertrat in den USA die Öffentlichkeit gegenüber der Regierung den Standpunkt der Moral, so war es in Deutschland gerade umgekehrt. Was die Pleitgens und Bressers, was Brandt und Lafontaine dachten, als sie schwiegen, verriet im »Deutschen Nachrichtenmagazin«, wie sich der »Spiegel« selber nennt, einer der vielen schmutzigen alten Männer hier, die mit den Jahren wurden, was sie schon in ihrer Militärzeit bei der Wehrmacht waren. Ihr Kennzeichen ist ein Antisemitismus, der etwas Lustgreisenhaftes an sich hat, wie Zoten, wenn man sie sich im Altersheim erzählt. Augstein kommentiert:

Wenn der israelische Außenminister Levy seinen deutschen Kollegen öffentlich abkanzelt (dem der Mund wegen Auschwitz verklebt ist), so müssen wir das hinnehmen. Macht er aber James Baker den Vorwurf, der Vernichtung der Kurden ebenso tatenlos zuzusehen wie Präsident Roosevelt seinerzeit dem Holocaust an den Juden, so geht das auch uns über die Hutschnur. (...) George Bush mag im Augenblick keine glückliche Figur abgeben. Aber recht hatte er, als er vor Bagdad den Krieg einstellte. Gab es dafür auch innenpolitische Gründe, so war es doch die richtige Politik. Oder hätten die Amerikaner den Irak besetzen und zerstückeln sollen?

Während die Berge Kurdistans zum Vernichtungslager wurden, wurde das Vernichtungslager zur Freilichtbühne, als Freilichtbühne wiederum war das Vernichtungslager ein Testfall für die moralische Verfassung der Welt. Anders als im Leben, wo absolute Gewißheit für den Zeitgenossen selten ist, sah sich das Publikum per Direktübertragung in die Rolle des allwissenden Betrachters versetzt. Anders als im Leben auch konnte die Entscheidung wie im Theater ohne Rücksicht auf die mit ihr verbundenen eigenen Nachteile getroffen werden, die Menschheit erhielt Gelegenheit, sich gleichsam gratis von ihrer besten Seite zu zeigen. Keiner Opfer, nur des Entschlusses seitens der Alliierten oder angrenzender Staaten hätte es bedurft, um die militärisch geschwächte irakische Armee am Morden zu hindern. Massendemonstrationen vor ausländischen Botschaften, deren Häufigkeit im Normalfall nur von ihrer Vergeblichkeit übertroffen wird - diesmal hätten sie ein Machtmittel sein können.

Anders jedoch als im Theater sollte die Entscheidung zwar ohne direkten Nachteil oder Vorteil, aber keineswegs folgenlos bleiben. Das Plebiszit in den ersten beiden Aprilwochen, die Welturabstimmung über den Völkermord, glich einer eindringlichen Mahnung, einem peinlichen Verhör, einer langen Prüfung, wie man sich ihr als Beitrittswilliger bei Geheimbünden oder Banden unterziehen muß. Der Reaktionstest war zugleich ein Härtetest, ein Eignungstest, eine Nervenprobe, zwei Wochen lang wurden alle Eventualitäten durchgespielt. Schau dir genau die halbverhungerten kleinen Kinder an, wie ihnen die nackten Füße im eisigen Schlamm schmerzen, hieß da die Botschaft, bist du auch sicher, daß es dir nichts ausmacht? Hunderttausende, die man vor deinen Augen qualvoll verenden läßt - möchtest du das wirklich mit ansehen müssen? Der Weg vor uns wird einer durch die Hölle und bestimmt kein Sonntagsspaziergang sein. Willst du das? Andernfalls sage einfach laut und deutlich Nein.

Selten gab es ferner für den haßerfüllten Massenprotest einen besseren Anlaß, denn im Normalfall fällt oft schon das Auseinanderhalten von Opfern und Tätern schwer, gar nicht zu reden vom Problem, die Urheberschaft an einem gesellschaftlichen Unrecht einer bestimmten Person unter Bedingungen zuweisen zu wollen, wo die politischen Akteure nur die austauschbaren Vollzugsorgane kapitalistischer oder imperialistischer Gesetzmäßigkeit sind. Während der amerikanische Präsident beispielsweise als frei gewählter und von den parlamentarischen Gremien kontrollierter ein vergleichsweise undankbares Haßobjekt auch dann ist, wenn man die US-Politik für objektiv verbrecherisch hält, trat diesmal in Gestalt Saddam Husseins ein echter Schurke auf, die Person gewordene Beleidigung jeglichen moralischen Empfindens und eine Provokation aller niederen Instinkte zugleich. Selten waren daher die Bedingungen günstiger, mit dem Willen zur Beseitigung eines Unrechts den Wunsch nach Vergeltung, Vollstreckung, Bestrafung, Hinrichtung zu verbinden. Keineswegs wurde von den Massen verlangt, nur um der Solidarität mit den Opfern willen durch die Straßen zu ziehen, sondern sie sollten dabei auch ihren Spaß haben und mit aller Inbrunst Husseins Kopf oder seine Vierteilung fordern dürfen.

Selten hat man von protestierenden Massen auf den Straßen weniger gesehen, selten blieben die Marktschreier für Menschenwürde und Gerechtigkeit so schweigsam, die sonst unter antiimperialistischer, sozialistischer oder Gewerkschaftsfahne laufen. Innerhalb von zwei Wochen nur hatten die Massen selber, ihre Protestformen, ihre Organisationen und ihre Demagogen sich auf einen Streich weltweit in Elemente verwandelt, die zum Aufbau faschistischer Staaten oder für den Krieg und zu nichts anderem taugten. Nicht nur die PLO war spätestens seit der Beteiligung palästinensischer Söldner an der Kurdenverfolgung eine Bewegung, die man im wörtlichen wie übertragenen Sinn nur mit der Kneifzange anfassen mag, sondern von Havanna bis Tunis, von Rabat bis Amman verriet die Stille auf den Straßen angesichts des Völkermords die Wahrheit über das keine zwei Monate zurückliegende Gebrüll des demoralisierten Mobs, der dem amoralischen Führer Hussein fanatisch zugejubelt und sich seinen Haß auf den imperialistischen Erzfeind USA aus der Seele geschrien hatten. Zur Gewißheit war der Verdacht geworden, daß die verelendeten Massen in der Dritten Welt die Hoffnung auf Gerechtigkeit und ein menschenwürdiges Leben verloren haben und nur noch die Aussicht aufs Beutemachen sie mobilisieren kann. Damit werden Gedanken wieder aktuell, die Horkheimer zufolge in Vergessenheit gerieten, als die Parole ‘Nation’ das Volk gegen den Absolutismus in Bewegung setzte: »Seit Jahrhunderten hatten die Denker die Massensuggestion und das mit ihr identische Gegenteil, die Unansprechbarkeit verführter Massen, die Grausamkeit der Zukurzgekommenen als Resultat der Herrschaft denunziert. Der Nationalstolz wie der des Einzelnen ist leicht verletzt, auch wenn die Wunde lange Zeit nicht sichtbar wird. Die Rache, die dann folgt, ist blind und gewalttätig. Einmal war der Fanatismus verzerrte, falsch verstandene Religion. Seit St. Just und Robbespierre hat er die Form des übersteigerten Nationalismus angenommen. Als Rationalisierung trüber Instinkte ist es bequem, ihn zu aktualisieren, wann immer es nicht gut geht und eine starke Macht es will. Wenn in einem bedrohten historischen Moment die Herrschenden verschiedenster Observanz der Unzufriedenheit nichts anderes mehr bieten können, lassen sie gern die Einpeitscher

nationalistischer Gemeinschaft, des Trugbilds der Utopie, gewähren und speisen ihre Völker mit dem Zuckerbrot der Grausamkeit.«

Im erweiterten Rahmen traf zum zweitenmal in diesem Jahrhundert eine Diagnose zu, die William Schlamm, der über die Tschechoslowakei in die USA emigrierte KP-Funktionär und spätere 'Welt'-Kolumnist unter dem Eindruck der Tatsache formuliert hatte, daß am 13. Januar 1935 im Saargebiet bei einer Wahlbeteiligung von 97 Prozent und einem Arbeiteranteil an der Bevölkerung von rund 80 % nicht weniger als 90 % für den Anschluß an das faschistische Deutschland stimmten: »In Wahrheit ist eine Epoche vorbei, in der es den Anschein hatte, als ließen sich Massen der Gesellschaft von der Vernunft und von der Einsicht in ihre Lebenslage zum Aufstieg aus eigener Kraft lenken. In Wahrheit ist es mit der gesellschaftlich formenden Funktion der Masse vorbei. Sie erweist sich als total formbar, knetbar, bewußtlos und fähig zur Anpassung an jegliche Macht, an jegliche Niedertracht. Sie hat keinen geschichtlichen Auftrag. Im 20. Jahrhundert, im Jahrhundert des Tanks und des Radios, ist dieser Auftrag unzustellbar, ist die Masse aus dem gesellschaftlichen Formungsprozeß ausgeschaltet worden.« Mit der Masse war auch deren Organisation gemeint, die KPD, die im Wettstreit mit der noch patriotischeren Sozialdemokratie bis zum Frühjahr 1934 unter der Parole »Trotz Hitler - für Deutschland« den Anschluß gefordert hatte.

Nicht länger ignoriert werden kann nun, daß die Praxis dessen, was man Antiimperialismus nannte, die 40jährige Geschichte nationaler Befreiungskämpfe in der Dritten Welt, ein Gangster-Regime nach dem anderen ans Ruder brachte, unter dem gehungert und gefoltert wurde wie unter der Kolonialherrschaft davor. In seinem Essay 'Die Aktualität Schopenhauers' wies Horkheimer auf die Zusammenhänge hin: »Die ehemals von den Zivilisierten unterjochten Afrikaner haben als eigentlichen Gott der entwickelten Nationen, zu denen sie aufblickten, nur Macht und Gewalt erfahren und ahmen ihn heute nach. (...) Sie wollen endlich auf der Welt Karriere machen.«

Von diesem Willen wiederum haben in erster Linie die Arrivierten profitiert, die sich durch die Nachahmer bestätigt und von der Verantwortung für sie entbunden fühlen konnten. Das »Rasen aller Volksstämme nach eigener Macht«, wie Horkheimer verächtlich schrieb, bedeutete einst für die Kolonialmächte Kostenersparnis, als sie den Kongo mit zwei Ärzten und einer Analphabetenquote von 98 Prozent in die Unabhängigkeit entließen, die Mobuto hieß. Nun könnte es sein, daß sie sich davon bei der moralischen Abrüstung beflügeln lassen und die aus der Dritten Welt reimportierte Schreckensherrschaft der Normalfall in den entwickelten Ländern selber wird, wenn die zur nationalen Unabhängigkeit, also zum wirtschaftlichen wie politischen Selbstmord Ermunterten im Osten sich als Flüchtlinge an den Grenzen drängen und der Bundeswehr die Rolle zufällt, die irakische und türkische Truppen spielten, als in den Bergen Kurdistans die Zukunft begann.

Wolfgang Pohrt schrieb in KONKRET 5/91 über SA-Praktiken in der Zone

Konkret 06/91, S. 14

Oliver Tolmein

Durchs besetzte Kurdistan

Die außergewöhnliche Bedrängnis der geflohenen irakischen Kurden und der Ausnahmezustand in türkisch Kurdistan bilden ein Ganzes. Repression und humanitäre Hilfeleistung, Zerstörung im Krieg und Wiederaufbau durch das Militär sind einander ergänzende Maßnahmen. Eindrücke einer Reise von Diyarbarkir nach Zakoh

»Das ist doch normal« - die Mitfahrerin hat recht: Straßenkontrollen durch die »Jandarma« gehören im türkischen Teil Kurdistans zum Alltag. Daß die militärisch ausstaffierten Polizisten Sondergenehmigungen verlangen, die es nicht gibt, daß sie aus Durchgangsstraßen Sackgassen machen - das ist nicht ungewöhnlich. Selbst in der bundesdeutschen Presse fehlt in diesen Tagen, in denen sich die Berichte und Reportagen über das Elend der Flüchtlinge häufen, nur selten der Hinweis auf den Ausnahmezustand, der den türkischen Kurdinnen und Kurden das Leben schwer macht. Aber so wie der bloße Hinweis auf die politische Unterdrückung sich für deren Wirkungsweise und die Zerstörungen, die sie anrichtet, nur scheinbar interessiert, findet sich die Feststellung, die Strassenkontrollen seien »normal«, mit dem Außergewöhnlichen ab, nur weil es als Routine ausgeübt wird.

Wir sind jetzt den zweiten Tag in Kurdistan, den dritten in der Türkei: »Laß dich nicht erschießen«, hatten mir Freunde zum Abschied gewünscht. Befremdlich an dieser die Verhältnisse im Nato-Partnerland flapsig-treffend charakterisierenden Bemerkung ist die Selbstverständlichkeit, mit der wir, was sie beschreibt, hinnehmen. Wir haben uns an Abschiebungen von Kurden, an Berichte über Folterungen, an die Informationen über Tote bei Polizeiüberfällen gewöhnt: Nachrichtenmaterial, bestenfalls Stoff für grobschlächtige Flugblatt-Parolen.

Die Reise, die wir angetreten haben, um Informationen über Menschenrechtsverletzungen in diesem Gebiet zu sammeln, in dem die Grundrechte ganz offiziell von der Regierung außer Kraft gesetzt werden konnten, beginnt hier, vor Ort, in den ersten Tagen trotzdem ihr Ziel zu verlieren. In den Vordergrund des Interesses schiebt sich die Frage nach den Flüchtlingen. Statt in Diyarbarkir, der Hauptstadt türkisch Kurdistans, mit Vertretern des Menschenrechtsvereins, der Rechtsanwaltskammer oder der linken Zeitschriftenplattform zu reden, planen wir eine Fahrt ins nordirakische Grenzgebiet, überlegen wir, welche Camps wir besuchen wollen.

Unsere Planung wird jäh unterbrochen, als ein knapp fünfzigjähriger, hagerer Mann in brauner, uniformähnlicher Tracht mit einem kunstvoll zum Hut geschlungenen Palästinenser-Tuch in das kleine Hinterzimmer tritt. Salih Hagi Husseyin gehört zu den Peschmergas, die 1988, nach dem Giftgasangriff auf Halabja, aus dem Irak geflohen sind. Seitdem lebt er, zusammen mit tausenden anderen, in einem Lager in Diyarbarkir. Er berichtet uns eindringlich und leise, in hartem Englisch, daß sie nur selten in die Stadt dürfen, daß wir keinen Zutritt zu dem Lager bekämen, daß sie die 1.800 Kinder im schulpflichtigen Alter nicht, auch nach dem neuen Sprachgesetz nicht, auf kurdisch unterrichten dürfen, daß sie schlecht verpflegt werden, keine Kontakte zu oppositionellen türkischen und kurdischen Gruppen unterhalten dürfen, daß ihnen verboten wurde, Verbindung mit den jetzt aus dem Irak geflohenen Kurden aufzunehmen, daß ihnen auf Schritt und Tritt Geheimpolizisten folgen.

Bevor wir dazu kommen, Fragen zu stellen, hat Salih Hagi Husseyin sie beantwortet - er hat vor uns schon viele Besucherinnen und Besucher mit der Geschichte der vergessenen Flüchtlinge von damals konfrontiert. Seine Unermüdlichkeit hat wenig an der dauerhaften Tristesse in den Lagern ändern können: Immerhin, berichtet er uns, hat Frankreich sich bereit erklärt, fünfhundert der Geflohenen ein besseres Asyl zu bieten. »In fast drei Jahren haben fünfhundert von uns eine neue Zukunft bekommen, wie lange soll es dauern, bis die anderen 26.500 wieder ein Zuhause haben?« Husseyin setzt deswegen auf die Verhandlungen der kurdischen Organisationen mit Saddam Hussein, nicht sehr hoffnungsvoll, aber im Bewußtsein, daß das die vorerst einzige Chance für sie ist.

II.

Der Weg zu den neuen Flüchtlingslagern führt nach Cisre. Die große Verbindungsstraße, auf der vor dem Embargo gegen den Irak Tanklastzüge und große Transporter gerollt sind, ist jetzt fast unbefahren. Rechter Hand zieht sich kilometerlang die türkisch-syrische Grenze: Wachtürme, Stacheldraht, ein hoher Zaun, Niemandsland - die Türkei versucht durch die in den letzten Jahren immer weiter ausgebauten Befestigungsanlagen zu verhindern, daß PKK-Leute einsickern oder vor türkischen Armee-Einheiten nach Syrien flüchten können. In unserem überfüllten Bus sitzt ein Soldat in Uniform. Er wird nervöser, je näher wir Cisre kommen. Türkische Begleiter erzählen uns, daß vor einiger Zeit Busse von der PKK angehalten und die Soldaten gefangengenommen worden sind. Nein, Angst vor der PKK hat er keine - der Soldat zündet sich eine Zigarette an. Nein, kein bißchen, wiederholt er fast trotzig. Ein paar Reihen hinter ihm wird gelacht. Die Atmosphäre ist gespannt.

Die Hauptstraße von Cisre ist, als wir gegen 21 Uhr ankommen, fast menschenleer. Mit dem Durchgangsverkehr ist für viele Menschen hier die Verdienstmöglichkeit verlorengegangen. Die paar Dutzend Journalisten, die sich im Touristik-Hotel eingemietet haben, um von hier aus in die Berge und in den Irak auszuschwärmen, sind ein unzureichender Ersatz. Vergeblich versuchen ein paar Kinder, ihnen drei Dosen kaltes Bier anzubieten, niemand will sich die Schuhe putzen lassen.

Was uns nicht auffällt, aber dem Mitarbeiter der linksradikalen Wochenzeitung »Yeni Ülke«, der sich zu uns gesetzt hat: Nicht einmal Polizeistreifen patroullieren durch die Nacht. Er erzählt uns auch, warum nicht: Letzte Woche wurden fünf Polizisten auf Streife von einem PKK-Kommando erschossen. Wie auf Stichwort biegt ein Panzerspähwagen um die Ecke, unbeleuchtet, kein Kommandant lugt stolz aus der Luke, schnell fährt er Richtung Kaserne weiter. In dem heruntergekommenen »Hotel Villa« hängt der Korrespondent des britischen WTN am Telefon und gibt seinen Bericht über das Flüchtlingslager in Isikveren durch: Nein, dort war er nicht, viel zu weit - der Nachrichtenroutinier hat seine Informationsbrocken von Informanten. Die Frauen aus unserer Gruppe haben noch einen Weg vor sich: Zimmer werden im »Villa« nur an Männer vermietet - sie müssen in Privatquartieren untergebracht werden.

Am nächsten Morgen begegnen uns, die Sonne ist knapp mal aufgegangen, schwer bewaffnete, martialisch gekleidete Männer auf der Straße: Private Wachleute, die Transporte und Geschäftsleute sichern, die durch »unsicheres« Gebiet, durch die Berge müssen. In viertelstündigem Abstand kriechen jetzt auch Armee-LKWs durch die Straßen, die Soldaten auf der Ladefläche halten die Gewehre bereit. Unsere Fahrt endet nach zehn Kilometern, kurz nachdem wir den Tigris überquert haben, das erste Mal: »Die Berge zu fotografieren ist verboten«, schnauzt uns ein Posten an. In Sirnak werden wir erneut gestoppt. Um passieren zu können, brauchen wir eine Sondergenehmigung des Generalgouverneurs von Diyarbarkir, behauptet ein Polizeioffizier. Das NBC-Team, das kurze Zeit später am gleichen Posten einen Sonderausweis vorzeigen kann, wird dennoch erstmal nicht durchgelassen: »Heute nicht«, bescheidet der Posten kurz und bündig. Während die NBC-Leute aber nach einer heftigen Auseinandersetzung weiterfahren können, scheitert unser Versuch nach zwei Stunden Aufenthalt endgültig: Der Vorgesetzte des Polizeioffiziers ist nicht zu sprechen, im Postamt von Sirnak weigert sich der Polizist, der dort die Telefongespräche kontrolliert, uns die Nummer des Generalgouverneurs von Diyarbarkir zu geben. Der Stadtkommandant von Sirnak, zu dem wir schließlich geschickt werden, ist nicht da, sein Stellvertreter ist nicht zuständig.

Auf dem Rückweg nach Cisre kommen wir an einem stillgelegten Kohlebergwerk vorbei - hier hat türkisches Militär am 3.März 500 Esel erschossen, mit denen die armen Bauern und Landarbeiter der Gegend minderwertige Kohlereste zum Heizen nach Hause transportiert haben. Ein Willkürakt, einer, der das Überleben noch schwerer macht, gegen den tags darauf mehr als 20.000 Menschen demonstrierten. Die Polizei schoß in die Menge, drei Menschen starben, 20 wurden schwer verletzt. Die Geschichte klingt besonders dramatisch, sie ist es auch - einzigartig ist sie überhaupt nicht: Fast an jedem Ort hier, den wir passieren, sind blutige Tragödien inszeniert worden.

In Kumsati, einem zwischen die malerisch weich geschwungenen Berge geduckten Nest, halten wir an. Die Männergruppe, die uns sofort umringt, besteht aus Dorfschützern, den ärgsten Feinden der PKK. Sie laden uns zum Tee in den Versammlungsraum im Haus des Aga, des Großgrundbesitzers. Sie wollen lieber türkisch mit uns sprechen als kurdisch. Das neue Sprachgesetz begrüßen sie, aber sie finden es auch richtig, daß in der Schule kein Kurdisch unterrichtet wird. »Die Kinder sind Türken wie wir, also sollen sie Türkisch lernen«, findet der Anführer, der das Gespräch mit uns fast im Alleingang führt, während die anderen Männer stumm um ihn herum hocken, allenfalls mal mit heftigen Gesten und scharfen Worten die sich hereindrängenden Kinder verscheuchen.

1987 hat die türkische Regierung begonnen, Dorfschützer zu rekrutieren: Die Agas bekommen hohe Prämien für jeden Mann aus ihrem Dorf, der sich bereit findet, mit dem Militär und der Polizei zusammenzuarbeiten und gegebenenfalls auch mit der Waffe gegen die PKK vorzugehen. 200 Gewehre hätten sie in Kumsati, berichtet der Anführer stolz, seitdem hätten sie vor der Guerilla keine Angst mehr. Für die PKK sind die Dorfschützer gefährlich, weil sie sich anders als das Militär in ihrer Gegend und in den Bergen bestens auskennen. In den Dörfern selber beeinflussen die mit 700.000 Lira monatlich hoch bezahlten Dorfschützer (ein Landarbeiter verdient etwa 200.000 Lira im Monat) das Zusammenleben äußerst negativ: Sie sind eine Art Contra-Gruppe, die auch Spitzeldienste für die Polizei leistet. Ihre Effizienz leidet allerdings zunehmend darunter, daß sie zum Teil nicht freiwillig, sondern durch massive Drohungen rekrutiert wurden.

Daß die Dorfschützer von Kumsati gut bezahlt werden, erfahren wir erst nach einigen Nachfragen. Warum sie für den türkischen Staat und gegen die kurdische Unabhängigkeitsbewegung arbeiten, erklären sie so: »Die PKK hat seit 1983 70 Menschen von unserem Stamm getötet, deswegen kämpfen wir gegen sie.« Daß die PKK in den letzten Monaten ihren Kurs geändert, daß sie auf dem 4.Kongreß eine Amnestie für Dorfschützer, die die Waffen niederlegen, verkündet hat, nehmen die Leute in Kumsati mit trotzigem Schweigen zur Kenntnis. Auf die Frage, was sie von den Dorfschützern in umliegenden Dörfern halten, die in den letzten Wochen ihre Waffen zurückgegeben haben, antworten sie nur knapp und abweisend: »Das ist deren Sache.«

Wir fahren weiter nach Silopie, einer Stadt direkt an der türkisch-irakischen Grenze, die jetzt ein großes Heerlager ist: Wohin das Auge blickt - Soldaten, Soldaten, Soldaten. Schon Kilometer vor der Stadt sind neben der Durchgangsstraße Hubschrauberlandeplätze eingerichtet worden, us-amerikanische, britische, französische, kanadische und türkische Einheiten haben Zelte aufgeschlagen, Stacheldrahtrollen gelegt. Vor dem Flüchtlingscamp, das in einer ehemaligen Durchgangsstation für Mekka-Pilger untergebracht ist, säumen gut drei Dutzend LKWs voller Hilfsgüter die Straße - aber niemand entlädt sie. Das Lager selber ist scharf bewacht - erstaunlicherweise ist es für uns aber kein Problem, hineinzukommen. Die Flüchtlinge allerdings dürfen nur mit besonderer Genehmigung raus. Etwa 25.000 Menschen sind in den 6-8-Personen-Zelten untergebracht. Silopie ist das Musterlager der Türken. Alle paar Tage informiert der Gouverneur öffentlich über die seiner Meinung nach ausgezeichnete Situation dort: »Im Camp arbeiten 106 Personen medizinisches Personal, darunter 26 Fachärzte, 20 Ärzte, 1 Zahnarzt, 1 Pharmazeut, Hebammen, Schwestern und anderes Personal. Jede Familie bekommt 63 kg Lebensmittel, zusätzlich noch Brot. Es gibt ausreichend Lebensmittel, Kleidung, Decken und andere Bedarfsgegenstände.«

In den Sanitätszelten, die in der Mitte des staubigen Areals stehen, ist von den 106 Angehörigen des medizinischen Personals niemand zu sehen. Die Patienten liegen, versorgt nur von ihren Familienangehörigen, auf ihren Feldbetten. Um sie herum schwirren Fliegen, Verbandszeug liegt ebenso wie Spritzen und Scheren offen und ungeschützt herum. Auch in den beiden Zelten, in denen kleine Kinder und Neugeborene mit ihren Müttern liegen, ist die hygienische Situation katastrophal.

Ein etwa vierzigjähriger Mann spricht uns an: Er ist Kurde und Arzt. Die Lagerleitung hat ihm verboten, hier tätig zu werden, die türkischen Mediziner, die morgens und abends kurz zur Visite kommen, lange Medikamentenlisten aufschreiben und dann doch nur Aspirin und Kochsalzinfusionen geben, weigern sich ebenfalls, mit ihm zusammenzuarbeiten. So versorgt er wenigstens notdürftig seinen Vater, der Lungenkrebs hat, und seine Schwester, die aufgrund einer Kinderlähmung nicht gehen kann: »Nicht mal einen Rollstuhl oder behindertengerechte sanitäre Einrichtungen gibt es hier.«

»Wie sollen wir davon leben?« Ein alter Mann streckt uns anklagend zwei Kartoffeln entgegen: Es ist, zusammen mit einer Handvoll Reis, die Tagesration seiner zwölfjährigen Enkelin. Mittlerweile drängt sich eine dichte Menschentraube um uns herum: Sie sehen uns als Chance, Nachrichten über ihre verzweifelte Lage an die Außenwelt zu übermitteln, sie berichten uns von der schlechten Behandlung durch die türkische Polizei, erzählen die Geschichte ihrer Flucht, informieren uns über die Zerstörung ihrer Familien durch Saddam Hussein, fordern uns auf, in der Bundesrepublik dafür einzutreten, daß sie ein Recht auf Asyl bekommen - und sie wollen von uns wissen, ob wir im Nordirak waren, in Zakoh, wohin die meisten von ihnen demnächst verlegt werden sollen. Hier im Lager leben aber nicht nur Oppositionelle - etliche hatten sich mit der Situation im Vorkriegs-Irak gut arrangiert. Erst als die Republikanischen Garden näherrückten und sie von Bombardierungen kurdischer Dörfer hörten, sind sie in Panik geflohen: Der Giftgasangriff 1988 auf Halabja hat sich tief ins Bewußtsein der Kurden eingebrannt.

Wir versuchen, mit dem Lagerältesten, einem Würde ausstrahlenden, weit über siebzigjährigen Mann, über die Perspektiven der Menschen hier zu reden, wollen von ihm wissen, ob sie an der Verteilung der Hilfsgüter beteiligt sind, wie die Kontakte mit den türkischen Behörden funktionieren. Naive Fragen. »Wir sind hier wie im Gefängnis«, teilt er unserem Dolmetscher auf kurdisch mit, »und ringsherum«, er deutet auf eine Gruppe mittelalter Männer in Jeans und Sweatshirts, die sich an unsere Gruppe herangedrückt haben, »ist Polizei. Was soll ich Ihnen da sagen?« Von anderen Flüchtlingen erfahren wir, daß es geheim arbeitende Lagerkomitees gibt, in denen Angehörige verschiedener Stämme arbeiten.

Silopie, das Musterlager. Im Verlauf der Tausenden von Buskilometern, die uns bevorstehen, verschmelzen die außergewöhnliche Bedrängnis, in der sich die geflohenen irakischen Kurden befinden, und der routinierte Ausnahmezustand im offiziell als »Südost-Anatolien« bezeichneten türkischen Kurdistan, der nicht einfach ein Zustand ist, sondern täglich aufs neue hergestellt wird, zusehends zu einem Ganzen. Repression und humanitäre Hilfeleistung, Zerstörung der sozialen Infrastruktur im Krieg und lebensrettende Maßnahmen durch die gleichen Militäreinheiten - das sind keine Widersprüche, sondern einander ergänzende Maßnahmen.

III.

An der Grenze zwischen der Türkei und dem Irak wird die Verwandtschaft der autoritären Regimes offensichtlich: Hier waren auf beiden Seiten Festungsbaumeister am Werk und haben ein mehrere Hektar großes Areal in eine Zwingburg aus Beton verwandelt. Eine großartige Bühne für herrische Zöllner, souverän-herablassende Polizeioffiziere, Halbgötter in Uniform, die mit einem Fingerzeig entscheiden können, wie und gegen wen sie wollen. Heute liegt der Grenzübergang verlassen da, auf den Pisten, die durch Schlagbäume, Sperranlagen, Lichtmasten strukturiert sind, liegen geplünderte Autowracks, in den verwaisten türkischen Amtsstuben bröckelt Putz von den Wänden und verstaubt zersplittertes Mobiliar. In einigen wenigen Büros regiert allerdings noch die selbstherrliche Amtsgewalt. Der »Bas Müdür« (Stellvertretender Direktor) stützt sich in malerischer Pose halb auf seine Maschinenpistole, halb auf zwei dienstbeflissen zur Verfügung

stehende Untergebene und hört sich betont geduldig unser Anliegen an: Selbstverständlich will er uns helfen, aber die Vorschriften, wir wissen ja... Im Büro des »Müdürs« nebenan brüllt ein entnervter Franzose auf englisch durchs Telefon einen Beamten im fernen Diyarbarkir an: »You know, your governor is a liar!«. Drei Lastwagen mit dringend benötigten Medikamenten werden an der Grenze trotz einer Zusage des Außenministeriums in Ankara nicht durchgelassen, weil die Sondergenehmigung des Gouverneurs aus Diyarbarkir fehlt.

Nach anderthalb Stunden gelassener und einer halben Stunde entnervter Verhandlungen, nachdem wir alle Bilder aus den alten Tagen, als der Bas Müdür noch Boxer war, bewundert haben und er selber des Tesbin-Spielens müde geworden ist, können wir Deutschen ins Niemandsland - unsere Dolmetscher und türkischen Kollegen müssen am Grenzposten auf uns warten.

Auf der irakischen Seite keine Probleme: Hier gibt es keine staatliche Autorität mehr, Kaserne und Moschee stehen leer, in den Grenzhäusern stapelt sich Müll, Fensterscheiben sind zerschlagen, freie Fahrt. Die Straße ist breiter und trotz der vereinzelten Schäden durch Sprengsätze besser zu befahren als auf türkischem Gebiet, auch die Häuser in Zakoh wirken großzügiger gebaut und besser erhalten. Am Straßenrand spielen Kinder Ball, winken »hello« - allmählich kehrt wieder Leben in die Geisterstadt zurück, durch die ununterbrochen Militärkonvois rollen.

Knapp zwei Kilometer außerhalb liegt das Camp. Kurz vor uns sind drei Busse mit Peschmergas aus Silopie angekommen: »Arbeitskräfte«, erklärt uns ein us-amerikanischer Leutnant, der vor vier Wochen aus Stuttgart-Wangen hierher verlegt wurde. Die Männer sollen das Lager aufbauen, dann dürfen ihre Familien nachkommen. Für eine schnelle Aufnahme der Flüchtlinge in den Bergen und der Menschen, die aus Silopie hierher kommen wollen, reichen die Kapazitäten bei weitem nicht aus. Bisher sind gerade mal 160 Frauen und Kinder untergebracht - ein Umstand, der von den westlichen Nachrichtenagenturen den immer noch kämpfenden Peschmerga-Einheiten angelastet wird: »Kurdische Peschmerga-Guerillas haben auf dem Weg nach Zakoh Straßenblockaden errichtet, um Flüchtlinge daran zu hindern, den sicheren Hafen zu erreichen, der dort von den Alliierten errichtet wird«, meldet an dem Tag, an dem wir uns in Zakoh befinden, der Reuter-Korrespondent aus Nicosia/Zypern. Die Vorstellung, die Peschmergas könnten die Durchgangsstraße nach Zakoh, auf der alle Minuten schwerbewaffnete US-Einheiten nach Süden fahren, blockieren, erscheint genauso absurd wie die Behauptung, ausgerechnet die Peschmergas würden flüchtende Kurdinnen und Kurden daran hindern, in sichere Unterkünfte zu gelangen. Die Grundlage der Reuter-Meldung dürfte eine andere sein. AP meldet am gleichen Tag unter Berufung auf den gleichen »US-Marine Colonel Richard Naab«: »Die alliierten Offiziere teilten den kurdischen Guerilla-Einheiten mit, daß sie Gewalt weder in den Camps noch in den alliierten Sicherheitszonen des nördlichen Irak dulden werden.«

Während die kanadischen, us-amerikanischen und französischen Soldaten in Zakoh voll Engagement, wenn auch nicht gerade mit fieberhaftem Eifer helfen, indem sie notdürftig mit Essen, Medikamenten und einer Zeltplane über dem Kopf versorgen, wird in den Generalstäben der Alliierten an langfristig wirkungsvollen Befriedungsstrategien für die kurdische Region gearbeitet. Ein autonomes Gebiet mit einer eigenständigen bewaffneten Truppe, selbstverwalteten Strukturen und einer starken ökonomischen Basis für die Kurden haben in diesem Szenario keinen Platz. Zu nah liegt die Türkei, zu drängend sind entgegengesetzte Interessen des Iran, zu schwierig scheinen die Verhältnisse im Irak selber.

IV.

Am 1.Mai strömen Polizisten und Soldaten durch die Straßen von Diyarbarkir. Männer in Jeans mit der charakteristischen Antenne unter der Popeline-Jacke werden von Männern in Jeans mit der charakteristischen Antenne unter der Popeline-Jacke gesichert. Fotografieren ist verboten. Unter den Markisen der Geschäfte drängen sich unauffällig Menschenmengen. Stehenbleiben ist nicht verboten, macht die Sicherheitskräfte aber mißtrauisch. Also bewegt man sich langsam durch den strömenden Regen, geht einen Cay trinken, schlürft ihn geduldiger als sonst, immer den Blick verstohlen auf die Hauptstraße gerichtet: so, daß man sieht, wenn sich, wie geplant, um 13 Uhr die illegale Demonstration formiert und so, daß *sie* nicht sehen, daß es genau hier passieren soll.

Die verbotenen 1. Mai-Aktionen dieses Jahr richten sich vor allem gegen den Ausnahmezustand und gegen das am 12. April verabschiedete neue Anti-Terror-Gesetz, das nach dem Vorbild des bundesdeutschen 129a das bislang antiquiert wirkende türkische Strafrecht modernisiert. »Terror«, wird in Artikel 1 definiert, »ist, was die in der Verfassung festgelegte Beschaffenheit der Republik... unter Anwendung von Druck, Nötigung und Gewalt, Verbreitung von Angst und Schrecken, Einschüchterung oder Drohung zu verändern oder die unteilbare Einheit von Gebiet und Nation der türkischen Republik zu zerstören versucht.« Plötzlich stürzt mitten im Verkehr ein Handwagen um, junge Männer rennen, jemand hat Flammen mitten auf der Straße hochschlagen sehen, Pfiffe, gezückte Kameras, die Männer in den Popeline-Jacken, es sind noch mehr als wir dachten, packen die Funkgeräte aus, rennen, rufen, die uniformierten Polizisten rennen mit, wir rennen auch, aber wohin? Der Erste Mai in Diyarbarkir ist vorbei. Später, hören wir, soll es noch einen kurzen Zug zum Gouverneur gegeben haben. Die türkischen und kurdischen Genossinnen und Genossen sind dennoch nicht enttäuscht: Wichtiger als der 1.Mai sei hier allemal das dieses Jahr äußerst erfolgreich begangene Newroz(Neujahrs-)-Fest.

In der Redaktion von »Yeni Ülke«, der linksradikalen kurdischen Wochenzeitung, geht am Nachmittag ein Anruf ein: In Gercüs befinden sich fünfzehn Dorfschützer, unterstützt von Schülern aus Batman, im Hungerstreik, weil sie ihre Waffen nicht niederlegen dürfen. Wir machen uns auf den Weg. Gercüs ist ein armseliges kleines Städtchen, die Straßen sind so schmal, daß wir mit unserem Minibus kaum durchkommen. Der Regen hat den Weg aufgeweicht, Schlammbrocken werden den Abhang heruntergespült. Hundert Meter hinter dem letzten Haus an der Hauptstraße befindet sich die Kaserne der »Jandarma«, gegenüber liegt ein kleines, fensterloses Steinhaus, vor dem stumm ein Dutzend Männer steht, umringt von einer Handvoll Soldaten. Wir gehen auf sie zu, werden aber von den Soldaten brüsk zurückgewiesen. Weder unser in Diyarbarkir noch schnell organisierter Sonder-Presseausweis noch der Hinweis, daß wir aus der Bundesrepublik kommen, hilft weiter.

Zu dritt werden wir in die Kaserne geführt, wo wir mit dem Kommandanten reden sollen. Der, ein untersetzter, drahtiger Mann mit Stahlhelm und Hand am Pistolenhalfter, kommt ohne die üblichen Begrüßungsrituale auf uns zu. Noch bevor wir einen Ton sagen können, hat er schon ein harsches »Yok!«, »Nein!«, hervorgestoßen. Damit betrachtet er die Unterhaltung offensichtlich als beendet. Auf die Frage, was wir denn nicht dürfen, ergänzt er einen Ton schärfer: »Nichts.« - »Habt ihr in Deutschland nichts zu tun? Kümmert euch um euren eigenen Kram«, und weg ist er.

Seine Soldaten drängen uns zum Aufbruch, »schnell, schnell!«. Als wir kurz darauf anhalten, um uns zu überlegen, was wir jetzt machen, steigt ein älterer, rundlicher Mann zu uns in den Wagen und erzählt uns, schnell, aber präzise, was vorgefallen ist. Zwei Tage zuvor habe ein Kommando der PKK in Ücyol einen dort sehr beliebten 22jährigen Dorfschützer entführt und das Ultimatum gestellt: Wenn die anderen Dorfschützer bis Freitag ihre Waffen nicht abge-geben haben, wird die Geisel von ihnen erschossen. Daraufhin seien die Dorfschützer kurzentschlossen nach Gercüs gefahren, um bei der »Jandarma«-Kaserne ihre Waffen abzugeben - der Kommandant dort habe sie daraufhin vorläufig festgenommen und verfügt, sie dürften erst nach Hause, wenn sie sich bereit erklärten, die Waffen mitzunehmen und weiterhin Dienst zu tun. Die Dorfschützer befinden sich auch nicht im Hungerstreik, sie bekommen einfach nichts zu essen.

Der Ton, in dem über die Aktionen der PKK und die der Soldaten berichtet und gesprochen wird, stellen unsere Dolmetscher fest, ist ganz unterschiedlich: Über die Geiselnahme wird ruhig und nüchtern diskutiert, die Festnahme der Dorfschützer hat heftige Reaktionen ausgelöst, sie wird als das wirklich Empörende gesehen - allerdings hoffen auch alle, daß die PKK ihre Drohung nicht in die Tat umsetzt.

Der Weg von Gercüs nach Cisre führt über schmale, wenig befahrene Straßen durch Gebiete, die von der PKK kontrolliert werden. An einer Militärkontrolle wird uns von der Weiterfahrt abgeraten und empfohlen, mit anderen Fahrzeugen einen Konvoi zu bilden. Erst nach einer halben Stunde können wir weiterfahren. Kurz vor Idil, bis Cisre ist es noch eine knappe Stunde Autofahrt, tauchen aus dem strömenden Regen wie aus dem Nichts sechs wild gekleidete Gestalten mit Maschinenpistolen im Anschlag und Finger am Abzug auf. Um den Hals haben sie Patronengurte gelegt, das Palästinensertuch haben sie halb als Maske vors Gesicht gebunden. Ein PKK-Kommando? Dorfschützer?

»Special Police«, herrscht uns der Anführer der Truppe, der offensichtlich weiß, daß wir Ausländer sind, kurz an und richtet die Mündung seiner Waffe auf unseren Fahrer. Zusammen mit zweien seiner Leute quetscht er sich in unseren Bus und kommandiert: »Weiterfahren!« Wir wissen nicht wohin, wir wissen nicht warum, Fragen zu stellen erscheint nicht opportun. Daß der Schutz, den uns Presseausweis und deutscher Reisepaß bieten, gegenüber den berüchtigten Spezialeinheiten, denen mehrere Massaker in kurdischen Dörfern angelastet werden, nur gering sein kann, ist klar - genauso unzweifelhaft ist allerdings, daß eine Gruppe türkischer Linker in der gleichen Situation ungleich gefährdeter wäre.

»Stop!« Vor der Polizeikaserne müssen wir unsere Pässe abgeben, zwei Maschinenpistolen bleiben auf uns gerichtet, der dritte Mann verschwindet mit den Papieren. Nach zehn Minuten kommt er zurück. Wir können weiterfahren. Tage später, zurück in der BRD, lese ich den Bericht des ausgewiesenen »Independent«-Korrespondenten Robert Fisk, »Nachts kam die Spezial-Einheit«: »An der Wand über dem Schreibtisch des Polizeiinspektors Hasan Luru hing ein großes Portrait von Mustafa Kemal Atatürk, dem Vater der modernen Türkei. Aber auf dem Polizeirevier herrschten noch immer die Osmanen.« Das Mißverständnis könnte schlimmer nicht ausfallen: In Kurdistan herrscht keine orientalische Despotie, die Spezial-Einheiten sind keine barbarische Horde - das ist die moderne Türkei, ein systematisch die Opposition niederhaltender repressiver Sicherheitsstaat, dessen Machthaber von der britischen Annexionspolitik gegenüber Nordirland oder dem »Modell Deutschland« weit mehr gelernt haben, als vom osmanischen Erbe übrig geblieben ist.

V.

Letzte Etappe: Das Lager in Isikveren, zwischen 1.500 und 2.000 Meter hoch in den Bergen gelegen. Nachdem uns der Polizeikommandant von Cisre leicht erstaunt darüber, daß wir morgens früh dort auflaufen, hat weiterfahren lassen, gibt es, als sei das selbstverständlich, keine Probleme mehr. Der Posten in Sirnak, der letztes Mal Endstation wurde, liegt heute verlassen da. An den Kontrollstellen, die sich häufen, je weiter wir in die Berge fahren, reicht ein Blick auf die deutschen

Pässe: Gute Reise. Kurz vor Isikveren das Bild, das wir schon von Silopie kennen: Vollbeladene Lastwagen stehen verlassen am Straßenrand, Hunderte von Kartoffelsäcken, die abgeladen wurden, faulen vor sich hin, achtlos in die Gegend gestellte Kartons mit Wasserflaschen verrotten.

Über einen von den Gewittern der vergangenen Nacht aufgewühlten Schlammweg fahren wir ins Basislager: Dort hat sich in großen, ordentlich aufgestellten Hauszelten die Flüchtlingsbürokratie etabliert, Rotes Kreuz, Roter Halbmond, Care, US-Army, türkische Armee. Flüchtlinge kommen hier nur hin, wenn sie einen Zettel vorweisen können, daß sie ins Hospital müssen. Türkische Soldaten hindern sie sonst am Abstieg. Das Camp selber liegt mehrere hundert Meter höher am Berg. Das Camp - ein Euphemismus: Die Menschen hausen unter Plastikplanen, nur wenige haben Schlafsäcke, Latrinen gibt es keine, keine Bäume bieten hier oben Schutz vor Unwettern und der mittlerweile gnadenlos heißen Sonne. Gestern abend, erzählen uns englischsprechende Flüchtlinge, seien hier mehr als dreißig Menschen während des großen Regens gestorben. Die Leichen sind notdürftig unter der Erde verscharrt - die Seuchengefahr wird größer.

Wir hören Geschrei, mehrmals einen lauten Knall, Lautsprecherdurchsagen: Eine Übung, singende Soldaten? Ein türkischer Trupp stürmt mit Gewehr den Gebirgskamm entgegen. Wir laufen mit. Oben angekommen, eröffnet sich ein surrealistisches Panorama: Von den Hängen des Berges strömen Tausende Menschen, eine Lautsprecheranlage des Militärs fordert sie auf, stehen zu bleiben, aber sie sammeln sich auf einem Plateau, notdürftig zurechtgeklopfte Tafeln und zusammengeflickte Transparente in den Händen: »Yes, yes, Bosh! No, no, Saddam!«. Die Stimmung ist aufgeheizt, türkisches Militär bringt die Gewehre in Anschlag, us-amerikanische Soldaten gehen dazwischen, die Flüchtlinge skandieren ihre Parole. Fernab der Öffentlichkeit und doch voller Hoffnung auf deren Unterstützung formiert sich die wahrscheinlich größte Demonstration, die die Türkei in diesen Tagen gesehen hat. Ein paar versprengte Pressefoto-grafen, ein us-amerikanisches und ein japanisches Fernsehteam drängen sich an die Massen heran, die von Ordnern von Barzanis KDP, die mit Stöcken »bewaffnet« sind, im Zaum gehalten wird.

Vor zwei Wochen, erfahren wir, als Ausländer sofort von nordirakischen Kurden umringt, ist das us-amerikanische Militär nicht zwischen die Fronten gegangen - damals hat der türkische Kommandeur den »Feuer frei!«-Befehl gegeben, mehr als zwanzig von ihnen seien erschossen worden. »Ich habe nichts gegen die Kurden« erklärt uns ein Soldat, der sich die Erlaubnis geholt hat, mit uns zu sprechen, damit er sein Deutsch trainieren kann, »aber unsere Offiziere...« Er ist Wehrpflichtiger und hat sich für den Dienst hier freiwillig gemeldet: Die 700.000 Lira, die er anstelle des minimalen Wehrsoldes so verdienen kann, waren Anreiz genug.

Anlaß für die Demonstration, klärt uns ein in Camel-boots und eine Fliegerjacke gekleideter Flüchtling auf, der Leutnant in der irakischen Armee war, sei die Fernsehansprache Saddam Husseins am Vorabend: Der irakische Diktator habe verkündet, die Flüchtlinge wollten aus den Bergen schnellstmöglich in den Irak zurück. »Das stimmt nicht, keiner von uns will zurück, solange Saddam den Irak regiert.« Ihr Leben hier unter fast unzumutbaren Bedingungen einzusetzen ist die letzte Waffe der Kurdinnen und Kurden im Kampf gegen Saddam Hussein und für eine bessere politische Zukunft. Das verstehen weder die Hilfsorganisationen noch die us-amerikanischen Militärs - es interessiert sie auch nicht.

Beschlossen ist, daß die Flüchtlinge so schnell wie möglich in den Irak zurückverfrachtet werden sollen. Dort ist die Versorgung besser zu gewährleisten, dort sind die Flüchtlinge und ihre Organisationen besser zu kontrollieren - dort sind »normale« Zustände herstellbar. Im Tal fahren immer neue, leere Busse an. »Wir werden Feuer machen und sie mit Steinen bewerfen, wenn sie uns holen kommen«, hören wir immer wieder. Obwohl die Flüchtlinge aber sehen und zu spüren bekommen, daß ihre Interessen von untergeordneter Bedeutung sind, rufen sie pro-us-amerikanische Parolen und erklären geduldig hoffnungsvoll, fast beschwörend, daß US-Präsident Bush ihnen schon helfen werde, »er ist der einzige, der es kann«. Nach zähen Verhandlungen zwischen türkischen Offizieren, us-amerikanischen Kommandeuren und Peschmergas kommt schließlich über Lautsprecher die Zusage: Der Abtransport wird unterbrochen. So wenig das ist, für die knapp achtzigtausend Menschen in den Bergen ist das erstmal ein Erfolg. Die Demonstration löst sich allmählich auf.

VI.

Auf der Rückfahrt nach Ankara lesen wir tags darauf die türkischen Tageszeitungen »Milliyet« und »Cumhurriyet«. Beide veröffentlichen Korrespondentenberichte über die Demonstration in Isikveren: 15.000 Menschen hätten dort gegen den US-Präsidenten Bush und gegen Saddam Hussein demonstriert, wird übereinstimmend gelogen, und »Milliyet« setzt noch eins drauf: Die Demonstranten hätten sich für die türkische Regierung ausgesprochen und dankten für die freundliche Aufnahme im Land. Eine Boulevard-Zeitung macht am gleichen Tag mit einem großen Farbfoto auf: Im Flüchtlingslager in Silopie stürzen sich strahlende Kinder auf einen Berg voller Fladenbrote.

In der Bundesrepublik angekommen, lesen wir viel Wahres über die türkische Aggression gegen die kurdischen Flüchtlinge und einige anteilnehmende Reportagen über die engagierte Arbeit von Bundeswehrsoldaten in der Türkei und im Iran. Kein Wort aber darüber, daß die Zusagen der Bundesregierung, verletzte Kurdinnen und Kurden in bundesdeutschen Krankenhäusern zu behandeln, nicht eingelöst sind, kein Wort darüber, daß in der Bundesrepublik keine Flüchtlinge

freiwillig aufgenommen werden. »Das reiche Italien hat die albanischen Boat People wieder nach Hause geschickt, ohne daß sich ein Sturm der Entrüstung erhoben hätte. Der Westen hat eine doppelte Moral«, kommentiert eine türkische Journalistin.

Oliver Tolmein schreibt an einem Buch über den Golfkrieg

Konkret 06/91, S. 20

Kurt Hübner

Buch des Monats: Die hybride Moderne

Anmerkungen zu dem Buch von Robert Kurz: Honeckers Rache. Zur politischen Ökonomie des wiedervereinigten Deutschland, Edition TIAMAT, Berlin 1991, 176 Seiten, 24 Mark

Die Ausbildung von Zusammenbruchsphantasien zählt zu den gleichsam klassischen Kinderkrankheiten der oppositionellen Linken. Erste wissenschaftliche Weihen haben diese Phantasien in Gestalt des »Zusammenbruchsgesetzes« erfahren, wie es von dem marxistischen Wirtschaftstheoretiker Henryk Grossmann im Jahr 1929 beschrieben wurde. Durch einige spielerische Rechnereien mit den Variablen der Marxschen Profitratenformel wird eine gegen Null tendierende Durchschnittsprofitrate und damit das komplette Erliegen jeglicher Kapitalakkumulation demonstriert. Der endgültige Zusammenbruch des Kapitalismus ist dann allein noch Folge der politischen Kämpfe zwischen Arbeiterklasse (»Klassenkampf von unten«) und Unternehmerklasse (»Klassenkampf von oben«) um die Löhne und damit um die Mehrwertrate. Der in dieser Vorstellung angelegte Naturalismus ist exemplarisch für alle früheren und späteren Zusammenbruchsthesen, die sich durch eine ausgeprägte Mechanik der Argumentation und eine quasi subjektlose Beschreibung der ökonomischen Prozesse auszeichnen.

In der Tradition dieser Denkfigur steht auch Robert Kurz mit seiner polit-ökonomischen Analyse der Ursachen und Folgen des deutschen Einigungsprozesses. Was der Titel - Honeckers Rache - ironisch direkt auf den Begriff bringt, wird im Text essayistisch meist gekonnt ausgebreitet: Die Einverleibung der ehemaligen DDR durch die regionale Hegemonialmacht BRD führt zu keinem ökonomischen und politischen Machtgewinn, sondern schwächt den kapitalistischen Exportweltmeister und reißt das (geographisch) größere Neue in den Strudel der weltmarktvermittelten Zusammenbrüche. Nicht das insbesondere von Teilen der radikalen Linken beschworene IV. Reich, sondern der Zusammenbruch des Kapitalismus sei unsere Zukunft.

Selbst den konservativ-neoliberalen Politicos ist mittlerweile einsichtig geworden, daß der mit der Währungsunion im Juli 1990 vollzogene Anschluß des damals noch existenten Staates DDR eine nahezu unübersehbare Zahl ökonomischer Probleme für das neue Gemeinwesen geschaffen hat. Es wird allerdings vermutlich noch einige Zeit vergehen, bis ins allgemeine Bewußtsein eingeht, daß die angezielte Angleichung der Lebensbedingungen einen ökonomischen Transfer von »West« nach »Ost« erforderlich machen würde, dessen praktische Umsetzung gegenwärtig in keiner Weise abzusehen ist. Der von Kurz im Anschluß an Ausführungen des »Wirtschaftswoche«-Herausgebers Wolfram Engels errechnete jährliche Nettotransfer von 300 Milliarden Mark darf in der Tat mit Fug und Recht als ein Kraftakt bezeichnet werden, den auch eine kapitalistische Großmacht wie die Bundesrepublik nicht wird bewältigen können.

Mit dem mehr als dreihundertprozentigen Aufwertungsschock, den die DDR-Betriebe mit der Einführung der D-Mark erfuhren, wurde eine nach Maßgabe der Weltmarktkonkurrenz erfolgende Deindustrialisierung eingeleitet, die alle Branchen umfaßt. Obwohl die Wertschöpfung in den fünf neuen Ländern im laufenden Jahr gerade einmal ein Drittel des Niveaus des Mauerfall-Jahres 1989 ausmachen wird, ist ein Ende der Talfahrt noch nicht abzusehen. Um auf dieser Grundlage die Arbeitsproduktivität der Anschlußregionen auf 80 Prozent des Westens zu steigern, müßten in den nächsten zehn Jahren - so eine Studie des Internationalen Währungsfonds - Investitionen in Höhe von (preisbereinigt) jährlich rund 100 Milliarden Mark getätigt werden. Eine Summe, die etwa dem jährlichen Nettoinvestitionsaufwand der alten Bundesrepublik entspricht.

Schon diese Vergleichsgröße deutet an, daß wenig für die Realisierung eines solchen Szenarios spricht. Dafür verantwortlich ist allerdings nicht, wie Kurz schreibt, ein »Investitionsstreik der BRD-Industrie«. Das trotz einmaliger staatlicher Investitionshilfen äußerst vorsichtige Engagement bundesdeutscher und ausländischer Kapitale in den neuen Ländern ist vielmehr Ausdruck eines betriebswirtschaftlichen Rationalitätskalküls, in dessen Zentrum mittelfristige Profiterwartungen stehen. Die in das unternehmerische Kalkül eingehenden Argumente werden von Kurz selbst geliefert: Weil der seit der Einigung sprudelnden Nachfrage aus den neuen Ländern keine substantielle eigenständige Einkommensproduktion gegenübersteht, vielmehr die Nachfrage allein Reflex des einseitigen staatlichen Reichtumtransfers und der Kontenumstellung ist und weil schließlich das potentiell erwartbare Nachfragevolumen eine unsichere Größe ist, beschränken sich die Kapitale auf ausgewählte Neuinvestitionen und vertrauen ansonsten ihren Reservekapazitäten in den bestehenden Produktionsstandorten.

Ein derart begründeter, informierter Pessimismus ist nun beileibe keine Neuigkeit. Für Kurz ist dies deshalb auch nur eine Zwischenetappe in seiner weiteren Argumentation. Und die geht aufs Ganze: Die deutsche Einigung (Kurz schreibt kontrafaktisch immer von »Wiedervereinigung«) produziere eine öffentliche »Verschuldungslast von Zusammenbruchsqualität«, die eine »Hyperinflation« und einen kreditären Verdrängungsprozeß generiere, durch den der »Kreditmechanismus der Marktwirtschaft abgewürgt und damit eine große Konjunkturkrise (sic) heraufbeschworen« werde. Versuche aber die BRD, ihren hohen Kreditbedarf auf den internationalen Finanzmärkten zu decken, dann sei

angesichts der gewaltigen Kreditnachfrage der Dritten Welt, der USA, des Ostblocks und der Defizitländer der EG »der Ofen endgültig aus und (nehme) die Weltwirtschaftskrise ihren Lauf«.

Damit nicht genug: Als Reaktion auf die sich anbahnende Zusammenbruchskrise werde der bundesdeutsche Staat gezwungen, »kriegswirtschaftliche Strukturen« mit entsprechenden Umverteilungsmechanismen und großangelegten »Notstandsverwaltungen« aufzubauen, zu deren machtpolitischem Zentrum die Treuhand aufsteige, die quasi en passant auch noch zur »Nebenzentralbank« aufsteigen wird.

Die Zukunft liegt angesichts solcher dramatischer Strukturveränderungen des politisch-ökonomischen Systems dann für den Leser offen zu Tage: »Zu erwarten sind also einerseits hilflose gewerkschaftliche Aktionen und vor lauter Bravheit und Disziplin iertheit kaum laufen könnende Massendemonstrationen, begleitet von Sozialverträglichkeitsfloskeln der Sozialdemokratie, unglaubwürdigen Versprechungen der Konservativen und liberalen Prosperitätsverheißungen für eine immer weiter entrückende Zukunft. Auf der anderen Seite werden zunehmen: die Einsamkeit der Amokläufer, Selbstmorde, die Massenflucht in Krankheit und Psychosen. Und das Ganze wird durchsetzt sein von Gewaltausbrüchen, Plünderungen, gelegentlich aufflackernden Pogromen und stets wachsender Massenkriminalität. Weder eine gesamtdeutsche Weltmarkt- und Prosperitätsdemokratie kann die Perspektive sein noch ein großdeutsches ‘Viertes Reich`, sondern eher noch die Verkreuzbergung Deutschlands und womöglich noch die Beirutisierung Berlins.«

Starker Tobak, fürwahr. Kein Grund allerdings, wegen solcher politisch unerfreulichen Mitteilungen über die Zukunft die Nerven zu verlieren oder in Ratlosigkeit und Resignation zu verfallen. Um so weniger, als die Kurzsche Argumentation eine Reihe mechanistischer Kurzschlüsse aufweist, die die Prognose doch etwas entwerten.

Kurzschlüssig ist insbesondere die geld- und kreditpolitische Argumentationsschiene des Autors, die in gleichsam neoliberaler Theorietradition einen destabilisierenden Zusammenhang zwischen staatlicher Kreditaufnahme, Zunahme der Geldmenge, Inflation und Verdrängungswettbewerb auf den Kreditmärkten herzustellen versucht. Was unter einschränkenden Annahmen eines ökonomischen Modells im Falle einer geschlossenen, also nicht-weltmarktintegrierten Wirtschaft im Zweifelsfall als enger Zusammenhang noch als plausibel verstanden werden kann, bedarf in der konkreten Realität doch einiger Modifikationen. So erfolgen die außerordentlich hohen Zuwachsraten der staatlichen Kreditaufnahme vor dem Hintergrund international überdurchschnittlich hoher Sparquoten der privaten Haushalte und vor allem auf der Grundlage eines hohen monetären Akkumulationsniveaus des Unternehmenssektors, welches selbst wiederum Reflex außergewöhnlicher Profite der letzten Jahre ist.

Richtig an der Argumentation von Kurz ist, daß die stillgelegten finanziellen Revenuen und Geldkapitalmittel nur in Bewegung gebracht werden können, wenn die Staatspapiere eine für die Vermögensbesitzer adäquate (Real-)Verzinsung aufweisen. Hohe Realzinsen werden die Vermögensbesitzer nicht nur reicher machen und so die Einkommensverteilung zwischen den Have und den Have Not weiter spreizen; hohe Realzinsen werden vor allem den West-Ost-Transfer verteuern und das Umstrukturierungstempo im Anschlußgebiet - vor allem mit Blick auf private Investitionen - verlangsamen. Daß mit der angestrebten Umlenkung der Finanzströme die Bundesrepublik ihren Status als Nettokapitalexportland für die mittlere Frist verlieren könnte, ist binnenökonomisch gesehen nicht unbedingt ein Krisenzeichen. Kritisch ist dies aber für die Nettokreditnachfrager der Weltwirtschaft, die ihre Nachfrage wenn, dann nur zu höheren Zinsen befriedigen werden können. Verstärkte Desintegrationsprozesse dürften eine Folge sein. Kurzum: Zu erwarten ist eine neue Hochzinsphase, die der der frühen achtziger Jahre nicht nachstehen wird.

Weil die Bundesrepublik im internationalen System aber zu den »jungen« Schuldnern zählt und weil ihre industrielle Wettbewerbsfähigkeit nach wie vor relativ hoch ist, dürfte es ihr trotz des Kraftaktes mit dem Namen »Einigung« eher gelingen, den weltwirtschaftlichen Anpassungsdruck abzufedern als anderen weltwirtschaftlichen Kreditnachfragern, die über kein entsprechendes standing bei den internationalen Vermögensbesitzern verfügen. Genau der zu erwartende Anstieg des Realzinsniveaus dürfte im übrigen die von Kurz behaupteten inflationären Entwicklungen - er spricht gar von Hyperinflation - bremsen, wenn auch um den Preis einer Verlangsamung des realwirtschaftlichen Akkumulationsprozesses mit all seinen Folgen.

Stellt man die rezessiven Tendenzen in den kapitalistischen Kernländern mit in Rechnung, dann spricht viel für die Vermutung, daß die marktwirtschaftliche Transformation der ehemaligen DDR sich im Milieu einer weltwirtschaftlichen Rezession wird vollziehen müssen. Selbst in einem »best case«-Falle wird eine Annäherung der Lebensbedingungen zwischen »Ost« und »West« erst in den ersten Dezennien des nächsten Jahrtausends erfolgen. Nicht der Zusammenbruch des Kapitalismus, sondern Auseinandersetzungen über Umverteilungen zwischen Klassen, Regionen und Nationen werden so gesehen die nächste Zukunft bestimmen.

Mechanistisch ist nicht nur die ökonomische Argumentation von Kurz. Recht mechanistisch und einfallslos ist auch seine politische Phantasie. Nicht daß hier in den Ruf nach der praktikablen Alternative eingestimmt werden soll, der gegenüber solchen Texten schnell erfolgt. Phantasielos ist allerdings die Fixierung auf Krise und Zusammenbruch, wo doch die Geschichte des Kapitalismus hinlänglich gezeigt hat, daß er ein System von Strukturen und Akteuren mit »Lern- und

Adaptionsfähigkeit« ist. Was spricht eigentlich dagegen, so ist zu fragen, daß die »alte BRD« mit den neuen Ländern eine Peripherie dazugewonnen hat, die allen Transfers zum Trotz Peripherie bleiben wird und eigenständige ökonomische Mechanismen ausbildet, die die Verbindungen mit den kapitalistischen Kernregionen regulieren? Wie erfolgreich im Sinne des Gesamtsystems eine solche ökonomische Formation sein kann, hat nicht zuletzt das italienische Beispiel bewiesen, bei dem der Süden trotz erheblicher Nettotransfers durch den Norden über mehr als eineinhalb Jahrhunderte hinweg seinen ökonomischen Rückstand nicht hat verringern können und bei dem der Norden trotz der Mittelüberweisungen per saldo über die Nachfrageströme und die Arbeitsmigration gewonnen hat. Die hybride Moderne, wie sie für viele Regionen der kapitalistischen Weltwirtschaft kennzeichnend ist, hätte, ist der Pulverrauch um die Einigung in einigen Jahren erst einmal der kapitalistischen Normalität gewichen, auch Raum in der neuen Bundesrepublik. Auch dies ist sicherlich kein erfreuliches Szenario - aber wenigstens genauso plausibel wie die Zusammenbruchsrabulistik von Robert Kurz.

Kurt Hübner schrieb in KONKRET 3/91 über die ökonomischen Interessen der USA für das Eingreifen am Golf

Konkret 06/91, S. 22

Otto Köhler

»Fälschung und Betrug«

Ein uralter Scherzreim hat durch die Habilitierung eines Auftragshistorikers der Bayer-Werke an der örtlichen Universität eine weitere Version dazugewonnen: Und wirst du nichts in dieser Welt, dann wirst du was in Bielefeld

Auf der Buchmesse 1986 lernte ich ihn flüchtig kennen beim Verlagsempfang für Bernhard Sinkels IG-Farben-Film und -Buch »Väter und Söhne«. Der junge Mann - er hatte die IG-Chronologie im Anhang zu Sinkels Film-Buch verfaßt - rasselte beim small talk Daten, Fakten, Zahlen aus der IG-Geschichte mit solch offenkundiger Präzision herunter, daß mir vor Neid der Mund leer und offen stehen blieb, damals.

Dr. Gottfried Plumpe, so hieß der Mann, hat inzwischen Karriere gemacht. Er ist »seit 1987 in der Konzernverwaltung eines Industrieunternehmens tätig« und hat sich 1988 an der Universität Bielefeld habilitiert. Das entnehme ich einem dicken Buch »Die IG-Farbenindustrie-AG: Wirtschaft, Technik und Politik 1904-1945« (Duncker & Humblot GmbH Berlin 1990. 784 Seiten, 68 Mark).

Der Gegenstand seines Buches hängt mit der nicht namentlich genannten Konzernverwaltung, in der Plumpe tätig ist, eng zusammen: es ist der Bayer-Konzern, der wichtigste Vater der 1916 gegründeten IG Farben und heute nach ihrer erzwungenen Auflösung ihr stärkster Sohn. Ein solcher Zusammenhang zwischen dem Werk, das der Autor schreibt, und dem Werk, in dem er verdient, mag in der Buchproduktion nicht ungewöhnlich sein.

Bei der Produktion von habilitierten Wissenschaftlern, künftigen Professoren also mit anerkannter Lehrbefähigung, sollte es da allerdings einen Unterschied geben. Unbefangenes wissenschaftliches Urteil ist dort nicht mehr möglich, wo es in die vom Untersuchungsgegenstand geführte eigene Personalakte eingehen kann. Doch die knappe Mehrheit von Bielefelder Historikern, die Plumpe aufgrund des vorliegenden Buches großzügig die venia legendi erteilten, sieht das offensichtlich anders.

Immerhin, Plumpes Habilitationsschrift ist für seine Firma ein wertvolles Produkt der Öffentlichkeitsarbeit. Mit einem Riesenaufwand an Belegen aus den ihm frei zur Verfügung stehenden Werksarchiven leitet er die Fülle der Quellen mit beachtlicher Geschicklichkeit in eine Weißwäscherei. Geschicklichkeit aber nennt man im Lateinischen habilitas - warum also sollte man, mögen die Bielefelder Historiker gedacht haben, diese habilitas nicht habilitieren.

Diese gewiß mit hohen Anstrengungen verbundene Arbeit des Autors erreicht einen ersten Höhepunkt in der loyalen Behandlung des Ersten Weltkriegs. Der wurde von der BASF gerettet. Die deutschen Militärs hatten nämlich bei ihren umfangreichen Kriegsvorbereitungen und Aggressionsplänen einen entscheidenden Punkt übersehen. Zur Produktion von Munition brauchte man damals noch Salpeter aus Chile. Die Einfuhr aber wurde von der englischen Flotte blockiert. Im Frühjahr 1915 wären die letzten Vorräte zu Ende gegangen. Deutschland hätte rechtzeitig vorher den Frieden suchen müssen - nein dürfen - unter damals noch günstigen Bedingungen. Millionen von Menschen hätten überlebt.

Doch die BASF hielt den deutschen Krieg am Leben. Sie hatte, um die Menschheit vor dem Hungertod zu bewahren, das Haber-Bosch-Verfahren entwickelt, das es erlaubte, aus der Luft, aus Stickstoff, Kunstdünger zu entwickeln. Im September 1913 wurde in Oppau die erste Produktionsstätte angefahren. Ein Jahr später - im Oktober 1914 machte die BASF dem Kriegsministerium das berühmte Salpeterversprechen - wurde das Haber-Bosch-Verfahren von der Düngererzeugung auf Munitionsherstellung umgestellt, um die soeben gerettete Menschheit jetzt zu Tode zu bringen. Damit begann, so drückt es Plumpe formvollendet aus, »das Engagement der Farbstoffindustrie für die deutsche Rüstungsproduktion«. Für den Autor eine Problemlösung: »Damit war das Salpeterproblem in Deutschland gelöst, die Munitionsproduktion konnte aufrechterhalten und ausgebaut werden, der Krieg weitergehen.«

Das war eine begrüßenswerte Entwicklung. Denn, so Plumpe: »Unter den gegebenen Bedingungen der deutschen Kriegswirtschaft war der weitere Ausbau der Stickstoffgewinnung sowohl aus militärischen Gründen als auch zur Sicherung der Nahrungsmittelversorgung dringend geboten.«

Das alles ist wissenschaftlich haltbar. Plumpe geht nun einmal von den Bedingungen der Kriegswirtschaft aus. Über das Faktum - die BASF hat den Krieg gerettet - besteht Einigkeit. Plumpe ausdrücklich: »Mit ihrem Engagement für die deutsche Kriegswirtschaft trug die deutsche Farbstoffindustrie in erheblichem Maße dazu bei, die weitere Kriegführung überhaupt zu ermöglichen.« Dem Mann, der in seiner Einleitung bemerkenswerte »Thesen zum Verständnis unternehmerischen Handelns« aufstellt - »Ertragsmaximierung« ist »prinzipielles Ziel« - muß es auch erlaubt sein, kriegswirtschaftlich zu denken - ohne Rücksicht auf die Leichenberge, über die er dabei zu klettern hat.

Diese communitas scientiae gilt selbstverständlich nicht für ehemalige DDR-Historiker. Sobald Plumpe in einer Fußnote auf so einen trifft, sondert er in einer allergischen Reaktion Schnellurteile ab wie »dubios«, »spekulativ«, »unseriös«, »parteimarxistisch«, kurz: »erübrigt sich daher, näher auf die entsprechenden Thesen einzugehen«.

Solch ein Fall ist Hellmuth Weber, der 1966 unter dem wenig eleganten Titel »Ludendorff und die Monopole« in der inzwischen abzuwickelnden Deutschen Akademie der Wissenschaften eine Untersuchung über »Deutsche Kriegspolitik 1916-1918« publizierte. Es geht um das Hindenburg-Programm von 1916 zur totalen Kriegsführung und zur Verdoppelung der für die Farbenindustrie so lukrative Munitionsproduktion das über den Generalstabsobersten Max Bauer maßgeblich von Bayer-Chef Carl Duisberg beeinflußt wurde - was Plumpe energisch bestreitet.Plumpe beruft sich dabei auf eine solch klare Quelle wie »Meine Kriegserinnerungen« des Hindenburg-Vize Erich von Ludendorff. Und auf einen Brief, den Duisberg am 10. September 1916 seinem Vertrauten, dem Obersten Bauer in der Obersten Heeresleitung geschrieben hatte. Plumpe: »Weber, der den ganzen Brief nicht kennt, stellt Spekulationen über seinen Inhalt an, die als Musterbeispiel für ideologische Deduktionen gelten können. Der Brief zeigt, daß sie falsch sind.«

Plumpe, der kein einziges wörtliches Zitat aus dem Brief bietet, verläßt sich offensichtlich darauf, daß der Duisberg-Brief nur bei ihm im Bayer-Archiv liege.Sein Pech - da liegt vermutlich der Durchschlag. Denn das Original ist im Bundesarchiv allgemein zugänglich: im Nachlaß Bauer.

Und kein Brief ist so geeignet wie dieser, um das zu zeigen, was Plumpe ideologische Spekulationen nennt - wüste und wilde Spekulationen sogar müßte sie Plumpe von seinem speziellen Standpunkt im Bayer-Konzern nennen.

Duisberg freut sich in diesem Brief, daß wieder - wie schon 1914 - der »Munitionsmangel... uns zusammenführte und uns nicht nur menschlich näher brachte, sondern auch praktisch in die Speichen des Kriegsrades eingreifen ließ.«

Und er ist keineswegs - wie Plumpe behauptet - überrascht über die geforderte Verdoppelung der Munitionsproduktion. Umgekehrt, er und sein Kollege Gustav Krupp wollten das Hindenburg-Programm noch übertreffen. Und so beschwert er sich bei Bauer über das Kriegsministerium: ».. wir wurden gebremst, wenn wir uns weiter betätigen wollten, wir wurden verärgert und in die Schranken des bureaukratischen, geschäftsordnungsmäßigen Betriebes zurückgewiesen, wir wurden geschimpft und gescholten, wenn wir uns rührten und regten und aus dem gewohnten Gleise heraustraten. Anstelle dankbarer Anerkennung, wie wir sie erwarten konnten, und wie sie zeitweise auch gewährt wurde, trat die übliche, nie Lob aber wohl Tadel zeigende Amtsmiene, trat Krittelei und Nörgelei und von der Reichstagsmehrheit gewünschte Knauserei.«

Besonders heilig waren Duisberg, aber nicht nur ihm, die Kriegsprofite. Dem in einem Schreiben des Kriegsministeriums geäußerten Begehren, die an Rüstungsaufträgen wild verdienende Industrie solle sich in die Bücher gucken lassen, begegnete er mit verständlicher Wut. Auf dieses Verlangen gebe es, schrieb er im Brief an Bauer, »keine Antwort als die von der gesamten Industrie beschlossene Ablehnung dieses Eindringens in die tiefsten Geheimnisse unserer Privatwirtschaft, um entweder die Schwachen, Ängstlichen und nicht auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit Stehenden zu falschen Mitteilungen zu veranlassen oder den Tüchtigen, Starken und Aufrichtigen aus den Einzelheiten ihrer Preisaufstellung einen Strick zu drehen«.

Duisbergs Brief, dessen wahren Inhalt Plumpe kennt und unterschlägt, hatte Erfolg: Zwei Monate später wurde der Kriegsminister Wild von Hohenborn entlassen.

Tiefstes Geheimnis der Privatwirtschaft wäre heute noch immer das Geheimtreffen von 1932 zwischen Adolf Hitler und zwei Abgesandten der IG. Doch im Nürnberger Prozeß tauchte der Entwurf für die 1941 geplante Festschrift »Leuna - 25 Jahre im Kampf um Deutschlands Freiheit« auf, in der sich einer der Abgesandten, Heinrich Bütefisch, des Treffens mit dem Führer rühmte. Das Geheimtreffen war eine wichtige Station in der Geschichte der IG Farben. Denn es ging um die Fortführung der Benzinhydrierung aus Kohle, eine IG-Erfindung in Leuna, die dem Konzern schwerste Verluste bereitete. Ursprünglich hatte man mit Riesengewinnen gerechnet - in den zwanziger Jahren glaubte man nämlich, die Ölquellen würden bald versiegen. Dazu kam es bekanntlich bis heute nicht. Und die Weltwirtschaftskrise tat damals ein übriges. Der Benzinpreis auf dem Weltmarkt sank und sank, zuletzt auf 5,6 Pfennige, die IG aber konnte den Preis für ihr synthetisches Benzin aus den neugeschaffenen Hydrieranlagen in Leuna nicht unter 20 Pfennig herunterbringen. Der Konzern geriet in eine Krise, und es gab Krach in der IG. Aufsichtsratsvorsitzender Carl Duisberg plädierte für die sofortige Einstellung der Benzinproduktion, Vorstandsvorsitzender Carl Bosch und sein engster Mitarbeiter Carl Krauch wollten unbedingt weitermachen. Bosch schickte seinen Vertrauten Heinrich Gattineau zusammen mit dem Direktor des Hydrierwerkes in Leuna, Heinrich Bütefisch, zu Hitler nach München. Vermittelt hatten das Treffen Karl Haushofer und Rudolf Heß, den Gattineau aus seiner Tätigkeit in der terroristischen Vereinigung Bund Oberland kannte - sie marschierte 1923 mit den Nazis zur Feldherrnhalle.

Im Entwurf zur Leuna-Festschrift beschreibt Bütefisch den Treff: »Um 1/2 5 Uhr trat der Führer ein und begrüßte uns. Er wußte sofort, zu welchem Zweck wir gekommen waren und sagte: `Meine Herren, gestatten Sie, daß ich stehen bleibe. Sie werden verstehen, daß ich im Augenblick durch den politischen Kampf sehr beansprucht bin. Aber das Treibstoffproblem halte ich für so wichtig, daß ich mich durch Stehenbleiben zwingen möchte, die natürliche Ermüdigung zu überwinden«. Hitler sah sofort ein, daß der »deutsche Treibstoff« subventioniert werden mußte - »selbst unter Opfern«. Denn die

Unabhängigkeit vom Welterdölmarkt war, das wußte er, kriegswichtig. »Die technische Durchführung muß ich Ihnen überlassen. Dafür sind Sie da«, sprach der Führer zu den IG-Vertretern und fügte hinzu: »Unser Weg aber deckt sich.«

Bütefisch: »Dieses Ergebnis der Unterredung mit dem Führer bedeutete für Leuna damals eine große Stütze. Jetzt konnte die Hydrierung bedenkenlos durchgehalten werden]... Die führenden Leute der IG-Farbenindustrie faßten nunmehr den entscheidenden Entschluß, den Betrieb in Leuna auch unter Opfern aufrechtzuerhalten.«

Tatsächlich beschloß die IG-Führung unmittelbar nach dem Juni-Treff mit Hitler - im Juli 1932, wie Bütefisch wiederholt bestätigt , die Benzinhydrierung weiterzuführen. Nach der Machtübergabe, im Dezember 1933, unterzeichnete Bosch zusammen mit seinem späteren Nachfolger Hermann Schmitz, den Hitler gerade in die NSDAP-Reichstagsfraktion aufgenommen hatte, den Benzinvertrag, der die IG aller Sorgen enthob.*

Noch 1986 - in der Chronologie zu Bernhard Sinkels Filmbuch »Väter und Söhne« - schrieb auch Plumpe auf Seite 435 korrekt: »Die Weiterführung der verlustreichen Hydrierarbeiten wird in der I.G. zunehmend umstritten: Nach harten Auseinandersetzungen wird im Juli 1932 die Fortführung der Arbeiten, wenn auch auf verringertem Niveau, beschlossen...«

Wenige Wochen nach Erscheinen der Plumpe-Chronologie legte ich mein IG-Farben-Buch vor, in dem ich anhand von Hitlers Itinerarium nachweisen konnte, wann der Besuch bei Hitler stattgefunden haben mußte. Es gab unterschiedliche Angaben, ob das Treffen im Juni 1932 stattfand, wie Bütefisch 1941 diktierte, oder im November, wie Gattineau in Nürnberg aussagte. Auch die Historiker, soweit sie sich überhaupt für dieses historische Treffen interessierten, übernahmen mal die eine, mal die andere Angabe, ohne sie beweisen zu können. Denn keiner kam auf die Idee, die über das Treffen gemachten Angaben (im Wahlkampf, einen Tag zuvor hatte Hitler in München gesprochen) mit Hitlers Itinerarium zu vergleichen: da bleibt als einziger Termin für den Treff Hitler/IG im Jahr 1932 der 25.Juni.

Da schaltete Plumpe um. Den Termin von Juli 1932 für die IG-Entscheidung zur Fortführung der schwer defizitären Benzin-Synthese erwähnt er nicht mehr. Jetzt heißt es in seiner Bielefelder Habilitationsschrift - ohne daß eine Begründung für den Sinneswandel geliefert wird: »Die entscheidende Sitzung des Zentral-Ausschusses, auf der über die Weiterführung der Mineralölsynthese beschlossen werden sollte, fand am 21. und 22. Dezember 1931 im Leunawerk statt.«

Und, doppelt hält besser: »Endgültig legte sich die I.G. dann am 18.6.1932 auf die Weiterführung der Mineralölsynthese fest.« Also nicht nach, sondern genau eine Woche vor dem Treffen mit Hitler am 25. Juni 1932.

Auch sonst sichert Plumpe das Treffen ab. Die IG hielt den Kontakt geheim? Na bitte, der beste Beweis, wie unwichtig er war! Plumpe: »Seine politische Bedeutung ist gering, da der I.G. offensichtlich daran gelegen war, die Angelegenheit so diskret wie möglich abzuwickeln, um nicht in der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, es gebe wichtige Kontakte des Unternehmens zur NSDAP.«

Nicht in der Öffentlichkeit - dort haben die tiefsten Geheimnisse der Privatwirtschaft nichts zu suchen. »Bedauerlicherweise gibt es« -die Wissenschaft hört bei Plumpe spätestens dort auf, wo ihn die Akten verlassen - »keine Gesprächsnotiz über das Treffen mit Hitler...« Nicht einmal eine kleine Notiz? Das ist in einem Betrieb wie der IG nur vorstellbar, wenn die Erkundung bei Hitler völlig geheim - auch innerhalb des Gesamtvorstands - bleiben sollte. Dann hätte sie verschwörerischen Charakter. Oder die Notizen wurden 1945 vernichtet, weil sie zu belastend waren. Der zufällig erhaltene Entwurf für die Leuna-Festschrift spricht dafür.

Aber Bosch hat ja nur seine Stifte zu Hitler in Bewegung gesetzt, seine Azubis. Plumpe: »...aufgrund der Tatsache, daß Bosch einen Techniker und den Pressereferenten schickte, dürfte an sich klar sein, daß man keine Abmachungen treffen wollte, wie immer die hätten aussehen können.«

Der Techniker Bütefisch war als Chef der Hydrieranlage der beste Experte für das Problem, und Gattineau, enger Vertrauter sowohl von Duisberg wie von Bosch - er diente zuerst dem einen, dann dem anderen als Sekretär - hatte als Chef der Wirtschaftspolitischen Abteilung die Kontakte zur Politik zu halten.

Nützt nichts, beide, sagt Plumpe, waren nicht im Vorstand und konnten deshalb nicht »für die I.G. verbindliche Erklärungen abgeben, geschweige denn Abkommen mit dem Führer einer potentiellen Regierungspartei abschließen«. Unwiderleglicher Plumpe-Beweis: »Siehe Geschäftsordnung für die Mitglieder des Vorstandes der I.G. Farbenindustrie.«

Besonders enttäuscht ist Plumpe, daß auch der von ihm geschätzte industriefreundliche Henry A. Turner («Die Großunternehmer und der Aufstieg Hitlers«, Berlin 1985) von einem Juni-Termin des Treffens mit dem Führer ausgeht und nicht vom November-Termin. Plumpe widerlegt Turner mit einem Schwur aus Nürnberg:

»Vor allem hat Turner übersehen, daß das Herbst-Datum von einem Zeugen unter Eid bestätigt wurde... Turners Behauptung, daß für die Datierung auf November 1932 niemals Beweise erbracht worden seien, ist mithin falsch.«

Und danach widerlegt er Turner mit dem Lauf der Geschichte: »Erst nach den Juli-Wahlen war Hitler ein Faktor in der Reichspolitik, dessen Regierungsbeteiligung ernsthaft erörtert wurde.« Reichskanzler Heinrich Brüning, der das wissen

muß, war da anderer Meinung. Er schrieb schon am 30.April 1931: »Mittags ging ich zur Sitzung des geschäftsführenden Vorstands der Zentrumspartei und blieb über zwei Stunden dort. Die Stimmung war nervös: Manche wollten bedingungslos mit den Nazis eine Koalition bilden. Sie wußten nicht, daß ich schon vor meiner Abreise geheime Verhandlungen mit dem Strasser-Flügel geführt hatte, daß ich keine Bedenken hätte, in den Ländern eine Koalition mit den Nazis zu bilden...«

So steht es in Brünings »Memoiren«, die Plumpe kennt, wenn man seinem Literaturverzeichnis vertrauen darf.

Immerhin, daß die IG durch ihr nie vollendetes Buna-Werk in Auschwitz in eine »fatale Nähe zu den einmaligen Verbrechen des Dritten Reiches« geraten sei, räumt Plumpe ein. Aber er behauptet: »Daß die I.G. ihre Standortentscheidung von der Frage des Häftlingseinsatzes abhängig gemacht hat, geht aus den Quellen nicht hervor.« Gehe man von der Chronologie der Ereignisse aus, schreibt Plumpe, »dann war die IG-Entscheidung für Auschwitz spätestens Anfang Februar 1941 gefallen; der Einsatz von Häftlingen wurde definitiv am 18.2.1941 von Göring befohlen«. Man könne, konzediert Plumpe großzügig, »selbstverständlich vermuten«, daß Carl Krauch Göring aufgefordert habe, »Himmler die Zurverfügungstellung von Häftlingen zu befehlen« - das ehemalige IG-Vorstandsmitglied (bis 1940) Krauch war damals in einer privatstaatszwangswirtschaftlichen Dreifach-Funktion zugleich Aufsichtsratsvorsitzender der IG Farben, Generalbevollmächtigter für Sonderfragen der Chemischen Erzeugung in Görings Vierjahresplanbehörde und Präsident des Reichsamtes für den Wirtschaftsausbau. Aber, so Plumpe, Krauch habe »dies bestritten« - nämlich die Anforderung von KZ-Häftlingen, und es gebe »keine gegenlautenden Aussagen oder Dokumente«.

Das gegenlautende Dokument - einen Brief Krauchs an seinen IG-Vorstands-Kollegen Otto Ambros vom 4.März 1941 - erwähnt Plumpe selbst, hütet sich aber mit großer Umsicht, den entscheidenden Satzanfang zu zitieren. Plumpe-Version: »Auf Görings Befehl traf Himmler eine entsprechende Anordnung...« an die SS, nämlich - und hier zitiert Plumpe aus dem Dokument: »`...sofort mit dem Bauleiter des Bunawerkes in Verbindung zu treten und das Bauvorhaben durch die Gefangenen aus dem Konzentrationslager in jedem nur möglichen Umfang zu unterstützen.'«

Das ist sehr sorgfältig und mit großer Präzision von den ersten drei Worten des Krauch-Briefes abgetrennt, die alles besagen und darum von Plumpe unterschlagen werden: »Auf meinen Antrag«, so beginnt Krauch, »und auf Weisung des Herrn Reichsmarschalls hat der Reichsführer SS unter dem 26. Februar ds. Js folgendes angeordnet...«

Plumpes Zitiertechnik ist so ausgefeilt, daß sie als die neue Bielefelder Historische Schule in die Wissenschaftsgeschichte eingehen dürfte: die Fähigkeit, mit einem Dokument das Gegenteil dessen, was es besagt, zu belegen. Plumpe selbst weiß genau, wie man das nennt, was er tut, denn er schreibt über einen anderen Historiker, beleglos: da man davon ausgehen könne, daß dieser Historiker seine eigenen Belege kenne, müsse dessen »Belegtechnik als Fälschung und Betrug qualifiziert werden«.

Krauch hat auf der Anklagebank in Nürnberg alles, was seine Verantwortung für Auschwitz, ja auch nur seine Kenntnis von den Zuständen auf der IG-Baustelle bezeugen könnte, heftig bestritten. Plumpe glaubt ihm und anderen IG-Zeugen, denn: »Diese Aussagen, vor allem die von Krauch selbst, ist]sic von der Anklage im Kreuzverhör nicht bestritten oder widerlegt worden.« Nur ein einziges Mal, das mußte Krauch in seinen Aussagen notgedrungen zugeben, sei er in Auschwitz gewesen. Doch er fand dort alles in bester Ordnung.

Nun, es gibt endlich - aber mit soviel Pech mußte Plumpe beim Schreiben seines Buches nicht rechnen - die deutsche Taschenbuchausgabe des internationalen Standardwerkes (im Original bereits vor dreißig Jahren erschienen), das sich eingehend auch mit den IG Farben beschäftigt und das der Mann mit der Bielefelder Lehrbefähigung in seinem Literaturverzeichnis nicht kennt: »Die Vernichtung der europäischen Juden« von Raul Hilberg«**

Und dort kann man seit dreißig Jahren dies nachlesen:

»Wie sehr die SS-Mentalität selbst von I.G.Farben-Direktoren Besitz ergriff, veranschaulicht folgende Geschichte. Eines Tages begaben sich zwei Buna-Häftlinge, Dr. Raymond van den Straaten und Dr. Fritz Löhner-Beda an ihre Arbeit, als eine aus I.G.Farben-Größen bestehende Besuchergruppe des Wegs kam. Einer der Direktoren wies auf Dr. Löhner-Beda und sagte zu seinem SS-Begleiter: `Diese Judensau könnte auch rascher arbeiten.( Darauf bemerkte ein anderer I.G.-Direktor: `Wenn die nicht mehr arbeiten können, sollen sie in der Gaskammer verrecken.(Nachdem die Inspektion vorbei war, wurde Dr. Löhner-Beda aus dem Arbeitskommando geholt, geschlagen und mit Füßen getreten, daß er als Sterbender zu seinem Lagerfreund zurückkam und sein Leben in der I.G.-Fabrik Auschwitz beendete.« (Hilberg, Band II, Seite 994)

Wer von den IG-Herren den morddienlichen Hinweis an die SS gab, konnte der überlebende Dr. van den Straaten bei seiner Aussage im Juli 1947 nicht mehr bestimmen. Er wußte aber, daß er fünf IG-Besucher gesehen hatte: Dürrfeld, Ambros, Bütefisch, ter Meer - und Krauch.

In seiner für Plumpe vertrauenswürdigen Aussage über seinen einzigen Besuch der IG-Fabrik Auschwitz im Sommer 1943 gibt Krauch an, daß sie zu mehreren das Gelände besichtigten - er nennt die Namen Dürrfeld und Ambros. Ihm sei es, erzählte Krauch den Richtern, bei seinem Besuch darauf angekommen, zu prüfen, wie die KZ-Häftlinge arbeiten, und wie sie behandelt werden. Krauch vor Gericht: »Der Eindruck, den ich gewann, war absolut einwandfrei, es war ein guter

Eindruck.« Die KZ-Häftlinge seien an ihrer Arbeit sehr interessiert gewesen: »Sie sahen gut genährt aus und anständig gekleidet.« Krauch erinnerte sich auch an einen kleinen Zwischenfall. Ein junger Häftling sei ihnen gefolgt - »offensichtlich wollte er hören, was wir diskutieren. Darauf habe sich ein Mann genähert - ein Kapo, wie er später erfahren habe , der den Häftling tadelte und ihm - wahrscheinlich - einen Verweis erteilte, darauf sei der Häftling lachend zu seiner Arbeit zurückgekehrt. Krauch: »Das machte auf mich den Eindruck, daß der den Tadel des Kapo nicht sehr ernst nahm.« Und: »Der Eindruck, den ich mitnahm, war absolut gut.« (»Trials of War Criminals«, Band 8, Seite 664f., rückübersetzt aus dem Englischen)

Man kann derartige Aussagen vor Gericht ernst nehmen, wenn man auf den Kopf gefallen ist oder gefallen sein will. Man muß es auch, wenn man bei Bayer im Archiv angestellt ist. Solches sacrificium intellectus aber zu habilitieren, es mit dem Nachweis der Lehrbefähigung zu prämiieren, den Einfall hatte die Universität Bielefeld. Aber sie liegt nicht weit weg von Leverkusen.

* Ohne den Entscheidungshelfer Hitler kommt der ehemalige Hoechst-Pressechef Ernst Bäumler zurecht. Er bietet eine ausschließlich humoristische Erklärung für den Prozeß der Entscheidungsfindung im Großkonzern: »Krauch aber, der eine schwere Sitzung bis in die Nacht hinter sich hatte, war übermüdet eingeschlafen. Plötzlich weckte ihn der Krach auf; er schlug mit der Faust auf den Tisch und bedachte die Streitenden mit dem Zitat von Götz von Berlichingen. Diese verstummten zunächst, brachen aber dann in lautes Gelächter aus. Die Spannung löste sich und in der Folge gab Carl Duisberg als Vorsitzender des Aufsichtsrats den Ausschlag zugunsten der Hydrierung; die erforderlichen Mittel wurden bewilligt.«

**Fischer Taschenbuch Verlag, Band 1611-13, September 1990, 39,80 DM - es ist ein deutscher Skandal, daß die erste deutsche Ausgabe erst 21 Jahre nach Erscheinen des englischen Originals 1982 wenig beachtet im kleinen Olle & Wolter Verlag, Berlin, erschienen ist (siehe auch KONKRET 12/90)

Von Otto Köhler erschien jüngst eine erweiterte Neuauflage seines IG-Farben Buchs »...und heute die ganze Welt« (Papyrossa Verlag)

Konkret 06/91, S. 26

Winfried Wolf; Hermann L. Gremliza

Wirklich »deutsches Blut«?

Seit einem Jahrzehnt hat Winfried Wolf eine kaum übersehbare Zahl meist wirtschaftspolitischer Beiträge für KONKRET geschrieben. Der Golfkrieg aber hat das stets freundschaftlich-kritische Verhältnis zwischen dem Autor, der seit einigen Jahren Chefredakteur der »Sozialistischen Zeitung - SoZ« ist, und der KONKRET-Redaktion heftig erschüttert: Wolf warf KONKRET proimperialistische Partneinahme vor, KONKRET attestierte dem Kritiker Wolf »Schwierigkeiten beim Lesen«. Hier nun antworten noch einmal Wolf - und Gremliza, dessen Randglossen kursiv gesetzt sind

Im KONKRET-Streitgespräch »Bankrott der Linken?« stellt Eva Groepler fest: »Ich denke, daß diese ‘realsozialistische’ Selbstzensur von Linken oder von Teilen der Linken gestern vielleicht eine Hauptursache der Perspektivlosigkeit linker Politik heute ist.« Darauf antwortet Hermann Gremliza mit einer Frage: »Schuld am Bankrott der Linken sind die Leute, die nicht mit der nötigen Schärfe gegen die Staaten Osteuropas und ihre Politik aufgetreten sind?« Groepler ergänzt: »Und die Leute, die jede Befreiungsbewegung, egal was die tat und egal welches Programm sie hatte, erst mal per se für gut gehalten haben, weil sie ‘objektiv’ irgendwie der Entwicklung einer Emanzipationsbewegung weltweit dienten...«

KONKRET verfolgte traditionell die Orientierung, den sowjetischen Machtblock als das kleinere Übel zu deklarieren und hier großzügig Kritik kleinzuschreiben. In Verfolgung dieser Linie wurden auch die Gefahren einer prokapitalistischen Entwicklung oft übersehen. So bejubelte Hermann Gremliza 1987 Gorbatschows Kurs: »Gorbatschow... tritt den Bonzen in den Hintern und hetzt ihnen Volk und Parteivolk auf den Hals; er läßt die Funktionäre der Partei, des Staats und der Wirtschaft wählen; er stachelt die Medien und die ganze Gesellschaft zu härtester Kritik der Verhältnisse und ihrer Verwalter auf; er verwirft jeden Personenkult..., er verlangt Initiative, Selbständigkeit und Mut... Nach zwei Jahrzehnten, in denen politisches Denken in der Enge zwischen einem ebenso unveränderlichen wie perspektivlosen Kapitalismus und einem aufs Minimum seiner Anlagen reduzierten Sozialismus ersticken mußte, bekommt revolutionäre Theorie endlich wieder Luft...«(KONKRET 3/1987).

Ich danke Winfried Wolf, daß er das vielleicht gröbste der Fehlurteile, die ich in den vergangenen 25 Jahren gefällt habe, den Lesern in Erinnerung ruft, die, da sie seit Jahren anderes von mir über Gorbatschow zu lesen gewohnt sind, den einstigen Irrtum vergessen haben könnten. Er basierte übrigens auf der Lektüre des Referats, das Gorbatschow am 25. Januar 1987 vor dem ZK der KPdSU gehalten hatte, und bestand darin, daß ich die Worte des Generalsekretärs für ehrlich gehalten habe und nicht für eine der miesesten Lügengeschichten der Neuzeit. Warum freilich mein Jubel über Gorbatschows Kurs Resultat der traditionellen Orientierung gewesen sein soll, »den sowjetischen Machtblock als das kleinere Übel zu deklarieren«, muß Wolfs Geheimnis bleiben.

Gorbatschow kann zwar nicht mehr mit »Schick, der Bolschewik« verkauft werden. Er ist allerdings noch an der Macht. Jetzt jedoch schreibt Gremliza in KONKRET: »Seit es das sozialistische Lager nicht mehr gibt, sondern nur noch die imperialistische one-world, ist jeder Krieg ein imperialistischer.« Die Charakterisierung eines Kriegs als »imperialistisch« reiche aber zu seiner Verurteilung nicht aus.

Warum das indirekte Zitat? Weil ich weder über Charakterisierung noch über Verurteilung geredet, sondern gesagt hatte: »Wem es für die Bestimmung seiner Haltung genügt, daß der Krieg imperialistisch ist, muß gegebenenfalls auch bereit sein, Partei für Pol Pot zu ergreifen oder jedenfalls nicht gegen ihn.« Und dagegen ist nicht gut polemisieren.

So entsteht ein neuer Rahmen, mit dem Gremliza und Reemtsma die Welt verstehen wollen. Als das größte aller Übel wird nun »Deutschland« erklärt, demgegenüber der US-Imperialismus zum kleineren Übel wird, dessen Verbrechen unter gewissen Umständen hintanzustellen sind. Dies gilt insbesondere dann, wenn Israel ins Spiel kommt und behauptet werden kann, in einer Orientierung gegen den US-Imperialismus drücke sich letzten Endes der versteckte Antisemitismus der Linken aus - was eine ernsthafte Diskussion eines realen Problems verhindert.

Bei Reemtsma und Gremliza taucht nicht ein Wort der Kritik an dem konkreten Krieg der Alliierten auf; die weit über hunderttausend realen Toten des größten Bombardements seit dem Zweiten Weltkrieg finden auf acht Seiten Streitgespräch mit keinem Wort Erwähnung.

Es ist die verblüffende Erfahrung dieses Streits mit den deutschen Friedenskämpfern jeder Couleur, daß sie in ihrer Antwort auf Vorwürfe die Beweise für deren Berechtigung in einer Fülle nachliefern, um die man zuvor verlegen war. Nie wäre ich dreist genug gewesen, Winfried Wolf zu unterstellen, er werde einmal »Deutschland« positiv abheben von den »Verbrechen« des »US-Imperialismus«, den »größten« - seit wann? natürlich: - »seit dem Zweiten Weltkrieg«, also seit »Deutschland« gut geworden und insbesondere seine linken Töchter und Söhne vom Antisemitismus der Herren Eltern befreit sind, weshalb sie sich dagegen wehren müssen, daß irgendwelche Imperialisten eine ernsthafte Diskussion eines realen Problems verhindern, indem sie, wegen ein paar Raketenangriffen, Israel »ins Spiel« bringen und womöglich gar einen »versteckten Antisemitismus«.

Richtig - es reicht nicht aus, einen Krieg als »imperialistisch« zu klassifizieren, um auf der Gegenseite Front zu beziehen. Aber eben dies ist erneut die schematische »Großes-Übel-kleines-Übel-Sichtweise«. Marx und Engels hatten ihre Haltung im deutsch-französischen Krieg 1870/71 in dem Maß geändert, das »Lager« gewechselt, wie aus dem Überfall Frankreichs auf Deutschland ein offensiver Feldzug Preußens gegen Frankreich und dann der preußischen und französischen Bourgeoisie gegen die Pariser Kommune wurde. Wer für den Vietminh und den vietnamesischen Befreiungskampf gegen die französische Kolonialmacht war, mußte nicht die Massaker der KP Vietnams an der linkssozialistischen und trotzkistischen Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg rechtfertigen. Wer für die FNL und den Kampf der indochinesischen Völker gegen den US-Imperialismus war, mußte nicht für Pol Pot sein, wer gegen den Schah und ein Regime von US-Gnaden war, mußte nicht gleichzeitig den neuen Terror Khomeinis gegen das iranische und kurdische Volk gutheißen. Usw.

Richtig - wer gegen den US-Imperialismus ist, muß nicht für Saddam Hussein sein bzw. hätte nicht sollen sein.

Der Golfkrieg sollte analysiert anstatt in eine neue Schablone gepreßt werden. Wir haben dies vor dem Krieg, während desselben und nun danach ausführlich (in der »Flugschrift« der Radikalen Linken und in »desert!« Nr.6) getan. Hier nur Stichpunkte:

· Der Irak wurde bis 1989 von allen westlichen Mächten aufgerüstet. Er war im Bund mit Saudi Arabien und Kuwait wesentlicher imperialistischer Brückenpfeiler im Mittleren Osten, so wie im Nahen Osten der Staat Israel diese Funktion seit Jahrzehnten übernommen hatte.

· Die Bundesrepublik hat bei dieser Unterstützung des Irak eine entscheidende Rolle gespielt. Die gefährlichsten Waffen dürfte das Saddam-Regime von der BRD (und Frankreich) erhalten haben.

· Hinsichtlich des Jahres 1990 läßt sich die These aufstellen, daß die in Deutschland Herrschenden mit dem Krieg »auf dem falschen Fuß« erwischt wurden. Sie hatten in Bagdad mehr Aktien als die USA. Sie waren - auch aus politischen Gründen - kaum zu einer großangelegten militärischen Aktion in der Lage. Die Folge war ein zeitweiliges Herumeiern, der angedeutete Versuch, eine diplomatische Lösung zu erreichen.

· Im Golfkrieg kommt auch die innerimperialistische Konkurrenz zum Ausdruck. Die USA nutzten diesen Krieg, um ihre verschlechterte Situation gegenüber der EG/Deutschland und Japan wieder zu verbessern.

· Insgesamt gab es jedoch in dem Krieg auch gemeinsame imperialistische Interessen. Als klar war, daß dieser Krieg unabwendbar war, traten diese Interessen in den Vordergrund.

· Der Staat Israel war zu keinem Zeitpunkt ernsthaft gefährdet. Das mußte eine Bilanz des Iran-Irak-Kriegs lehren, den der Irak nur aufgrund westlicher und vor allem US-Hilfe nicht verlor.

Dagegen flüchtet sich Gremliza in Subjektivismus: »Daß ich die militärischen Möglichkeiten des Irak überschätzt habe, lag nicht an den Erklärungen der USA..., sondern basierte auf den Erklärungen der irakischen Regierung...Die haben gesagt: Wir machen euch hin...« Was heißt das, eine Parteinahme in einem solchen Krieg von »Erklärungen« abhängig machen? Man beachte die Erklärungen mit der folgenden Abstufung der Ernsthaftigkeit:

1. Idi Amin hat Israel den Krieg erklärt und Königin Elizabeth gegenüber erklärt, die IRA zu unterstützen und ihr eine Bananenstaude überreichen lassen.

Wer wem? fragt nicht der Lenin, sondern der Oberlehrer.

2. Ghaddafis gesamte Rhetorik ist strikt antisemitisch, seine Waffen sind bereits bedeutend gefährlicher als die Ugandas zur Zeit Idi Amins, doch als Tripolis und Bengasi von der US-Luftwaffe angegriffen wurden, befand sich KONKRET im Lager des antisemitischen Ghaddafi.

3. Syriens Regime unter Assad ist strikt antisemitisch ausgerichtet. Es verfügt über dieselben Scud-Raketen wie der Irak und über eine Reihe anderer moderner Waffen, die insgesamt dem Staat Israel - aufgrund der größeren Nähe - weit gefährlicher als die Waffen des Hussein-Regimes werden können. 1991 befindet sich das antisemitische, hochgerüstete syrische Regime mit Truppen im Lager der Alliierten, das auch von Gremliza/Reemtsma als das zu unterstützende definiert wird.

Das sind Hinweise auf die dringende Notwendigkeit, den Kopf anstatt Schablonen zu benutzen. Eben nicht, wie Reemtsma dies tut, festzustellen: »Es geht nur darum: Wann habe ich Zureichendes über das Wesen dieses Konflikts gesagt, so daß ich sagen kann, alles andere kann ich vernachlässigen, ich kann es allenfalls dazu verwenden, zusätzlich kleine ideologiekritische Anmerkungen zu machen, die aber keine Konsequenzen haben für meine grundsätzliche Haltung.«

»KONKRET im Lager des antisemitischen Gaddafi« - das ist so gezinkt wie die Unterstellung, über die Qualität der Alliierten des Golfkriegs und insbesondere der arabischen hätte ich den geringsten Zweifel gelassen und sie nicht schon im März »jenes Gesocks, welches die arabischen Vertreter der alliierten Weltmoral darstellen«, genannt.

Hermann Gremliza äußert im Streitgespräch hinsichtlich dieses »Grundsätzlichen«: »Wenn Deutschland Kriegspartei war, so jedenfalls nicht auf der us-amerikanischen oder ‘alliierten` Seite.« Zu »vernachlässigen« ist unter solchen Bedingungen also: Die Bonner Regierung hat der Kriegspartei USA die Infrastruktur dieses Staates - Flughäfen, Bundesbahn, Seehäfen - für den Krieg zur Verfügung gestellt. Die Bonner Regierung hat trotz erheblicher finanzieller Probleme ein Viertel der gesamten Kriegskosten oder 18 Milliarden Mark der US-Regierung gezahlt, so viel wie kein anderes imperialistisches Land.

Die Bundesregierung hat, nachdem sie ihren Widerwillen aller Welt bekannt gemacht hatte, den USA gewährt, was sie ihnen nur unter größten Gefahren für die eigene Politik und Wirtschaft hätte verweigern können. Alle haben Bonn so - richtig - verstanden: die USA, Großbritannien, Frankreich, Israel, Saddam Hussein und die PLO - nur die deutsche Friedensbewegung nicht.

Eine differenzierte Sicht scheint auch hinsichtlich der Antikriegsbewegung angebracht zu sein. Gremliza und Reemtsma bevorzugen hier die Bezeichnung »Friedensbewegung« und stellen eine Kontinuität zu derjenigen Anfang der achtziger Jahre her, wo sie ebenfalls Deutschtümelei und Nationalismus erkennen. Im aktuellen Streitgespräch versteigt sich Gremliza zu der These: »Die deutsche Friedensbewegung hat, je länger der Krieg dauerte, allmählich die ganze Nation umfaßt.« Und Reemtsma weiß beizusteuern: »Die ‘FAZ` hat einen ganz langen Leserbrief gedruckt, in dem es hieß, die Zeitung dürfe die Politik der USA nicht verteidigen, denn die Bombenangriffe auf Bagdad seien ebenso verbrecherisch wie die auf Dresden.« Einmal abgesehen davon, daß wir statt »Dresden« »Hiroshima« einsetzen sollten, um zu einer vorurteilsfreien Debatte darüber zu kommen, welche Maßnahmen des Terrors gegen eine zivile Bevölkerung grundsätzlich - Reemtsma: wie Gas und Folter! - zu verurteilen sind, abgesehen von dieser Debatte...

von der ich insbesondere dann nicht absehe, wenn mir, zur Befreiung von meinen Vorurteilen, geraten wird, in dem Brief eines »FAZ«-Lesers statt, wie geschrieben steht, »Dresden« lieber »Hiroshima« zu lesen, damit der Abscheu vor dem Terror der US-Imperialisten gegen eine zivile Bevölkerung nicht dadurch in Grenzen gehalten werde, daß es sich um eine Bevölkerung handelte, die zu neunzig Prozent aus zivilen Nazis bestand,

... sind die angeführten Beweise für die »Nation-weite Friedensbewegung« dürftig, vor allem stimmt die Analyse der Entwicklungsrichtung nicht. Ja, es gab anfangs eine breitere Zustimmung zu der Antikriegsbewegung, auch in SPD- und staatstragenden Kreisen. Das hängt mit der oben geschilderten widersprüchlichen Situation zusammen, in der sich die BRD-Regierung befand. Doch je länger der Krieg dauerte, desto eindeutiger waren alle BRD-Medien, die Herrschenden, die überwältigende Mehrzahl aller Kommentare der führenden Bourgeois-Blätter für diesen Krieg. Ebermann nennt zu Recht den lediglich »anderen Schwerpunkt« der Bonner Regierung: »Konsolidierung des Reichs... der Blick geht insgesamt ja in den Osten.«

Je länger der Krieg dauerte, desto entschiedener machten die größten Bourgeois-Blätter Front gegen die USA: das Deutschland-Magazin »Spiegel« sowieso, der »Stern«, die »Zeit«, die »Frankfurter Rundschau«, die Moderatoren der »Tagesthemen« und des »Heute Journal«...

Wer im Schwarz-Weiß-Schema Weltschau hält, ist geneigt, differenzierte Analysen anderer auszublenden. Ich habe dies bereits in der »Flugschrift« und SoZ (6/91) am Beispiel meines von KONKRET nicht abgedruckten Artikels belegt, in dem ich die Verbindungen zwischen BND, Nazis und Bundesregierung zum Saddam-Regime recherchiert hatte (der Beitrag war lange vor dem Golfkrieg gekürzt in der SoZ zu finden und wurde im Dezember 1990 israelischen Zeitungen zur Verfügung gestellt).

«Von KONKRET nicht abgedruckt...« Warum? Weil die Redaktion im Schwarz-Weiß-Schema Weltschau hielt und fand, daß ihr eine Zusammenstellung von Zitaten aus »Spiegel« und »Stern« von Winfried Wolf zu Unrecht als enthüllende Hintergrundgeschichte angeboten worden war.

Diejenigen, die jetzt die Debatte um Antisemitismus in der Linken führen, sollten vorab einige Begradigungen ihrer eigenen politischen Biographie realisieren. Da haut mir Hermann Gremliza in KONKRET (4/91) um die Ohren, ich hätte an dem antikommunistischen Erfolg teilhaben dürfen, »daran beispielsweise, daß der antisemitische Reaktionär, für den Winfried Wolf und Genossen (und Genossinnen; ergänzt von mir) die Trommel gerührt haben, heute tatsächlich Staatspräsident in Polen ist.« Schick, der Bolschewik!

In KONKRET 3/1981 findet sich im Rahmen einer Reportage, die Gremliza in Warschau auf dem Höhepunkt von Solidarnosc machte, das Photo von Mieczyslaw Moczar. Überschrift: »Künftiger Präsident Moczar: ‘Ein Mann, der als seriös gilt`«. Dieser Mann, der unkommentiert als »elder statesman, der eine kluge Politik verfolgt und bei der Bevölkerung als sehr seriös gilt« zitiert wird, war Innenminister Polens 1968. Der frühere Chef der Roten Kapelle und damalige Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Warschaus, Leopold Trepper, schreibt über ihn: »Eine antisemitische Kampagne von unerhörter Heftigkeit wurde von General Moczar, dem Innenminister, in der Presse, im Fernsehen und in den Versammlungen der Arbeiter angezettelt. Die Kundgebungen der polnischen Studenten im Frühjahr 1968... lieferten

den Machthabern einen neuen Vorwand, die Hetze weiterzutreiben. Moczar organisierte ‘spontane’ Kundgebungen mit dem Schrei: ‘Schickt die Schweine zu Dayan!...« (L. Trepper, Die Wahrheit, München 1975, S. 337f).

Ich begradige meine politische Biografie: Ich hatte weder Trepper gelesen, noch kannte ich Moczar aus anderer Quelle. Ich habe freilich über den Mann, den ich nicht kannte, auch kein einziges eigenes Wort verloren. Macht nichts - weil ich es nicht mit Walesa und Solidarnoscz hielt, werde ich von Wolf des Antisemitismus überführt:

Im Mittelpunkt dieser Kamapagne stand die Tatsache, daß einige der Führer der studentischen Revolte Juden waren - darunter Jacek Kuron. 1980/81, als Solidarnosc sich herausbildete, kam es erneut zu antisemitischen Angriffen - nun war Kuron führender Kopf des »Komitees zur Verteidigung der Arbeiter - KOR«. Diese verstärkten sich mit dem Militärputsch unter General Jaruzelski, wobei es eine auffallende Übereinstimmung zwischen dem Antisemitismus der katholischen Kirche und demjenigen der Polnischen KP gab.

Der Militärputsch des polnischen Nationalisten Jaruzelski vom Dezember 1981 wurde von KONKRET mit der Titelzeile: »Instandbesetzt?« charakterisiert. In einem KONKRET-Beitrag stellte ich dar, daß der Putsch - den ich verurteilte - auch im Interesse der westlichen Banken erfolgt war. Ich schrieb hinsichtlich der Perspektiven: »Die polnische Wirtschaft kann im Würgegriff dieser Schulden so aus den Fugen geraten, daß sie entweder im Chaos versinkt oder einer echten Konterrevolution - Wiedererrichtung des Kapitalismus - den Boden bereitet.« (KONKRET 2/82)

Die Position gegenüber dem linksradikalen Bankräuber und Bolschewiken Stalin Anfang des 20. Jahrhunderts und dem Revolutionär Stalin von 1917/18 muß nicht die Gleiche sein wie die zu Stalin 1927 oder 1936 auf dem Höhepunkt der Moskauer Prozesse. Dasselbe gilt für Lech Walesa - mit dem feinen Unterschied, daß ich 1981 und 1984 drei Bände zu Solidarnosc und Polen schrieb, in denen eine umfassende differenzierte Analyse von Solidarnosc - und wiederholt Kritik an Lech Walesa - dargelegt wird. U.a. zitiere ich Lech Walesa aus einem Interview mit Fallaci: »Ich mag Reagan. Jawohl, ich mag ihn sehr. Wie er so geht, wie er so spricht, genau wie ich.« Am Erfolg dieses Reagan-Fans soll ich beteiligt sein? Wohlgemerkt: Geschrieben 1981. Hier findet Hermann Gremliza jedoch auch eine ausführliche Darstellung des Programms von Solidarnosc, in dem es hieß: »Wir wollen eine wirkliche Vergesellschaftung des Verwaltungs- und Wirtschaftssystems. Deshalb streben wir ein selbstverwaltetes Polen an.« (Polen - der Winter gehört den Krähen, Band 3, S.64f)

Bleibt das »deutsche Blut«, mit dem es Gremlizas »Autor und alter trotzkistischer Genosse Winfried Wolf« angeblich hat, »deutsches Blut« das »nicht für Öl vergossen werden (dürfe)«, wo Gremliza hinzufügt: »Wirklich ‘deutsches Blut’«, wo Reemtsma den Faden weiterspinnt, wenn er sich grundsätzlich gegen den Einsatz deutscher Soldaten ausspricht und hinzufügt: »... nicht aus dem Grunde: kein deutsches Blut für...«, wo Gremliza, auf die Forderung von Ebermann, KONKRET und andere müßten »die Enzensberger und Biermänner... zur Schnecke machen«, nachtritt: »Und die Winfried Wolfs, die es mit dem deutschen Blut haben, die Schwarzers, die stolz sind, Deutsche zu sein...« und wo derselbe Genosse mir dann noch die zweifelhafte Ehre antut, mich in der Aneinanderreihung»von Winfried Wolf über Gysi bis Weizsäcker« zu nennen, alles Herren, die sich »angesichts der Bedrohung Israels... zum ersten Mal in der Geschichte« einig seien, daß es »keine gerechten Kriege« geben könne.

Die Formulierung »deutsches Blut« findet sich bei mir in folgendem Zuammenhang: In dem Antwortartikel auf Gremliza (SoZ Nr.6/91) gehe ich im Schlußteil auch auf den Verlust von Analyse, speziell bei Pohrt und Schneider, vor allem auf das Fehlen eines Begriffs der Klassengesellschaft, ein. Vorab erkläre ich, um jedes Mißverständnis zu vermeiden: »Ich bin durchaus der Meinung, daß ich als Linker nicht nur Internationalist bin, sondern dem Umstand, gelegentlich einen bundesdeutschen Paß vorweisen zu müssen, Rechnung tragen muß - gerade auch wegen der späten Geburt... Doch ich lebe weiter in einer Klassengesellschaft.« Ausgehend von dieser Feststellung, skizziere ich anhand der deutschen Geschichte, daß der pauschale Begriff »die Deutschen« unzureichend ist, daß wichtige Entscheidungen in der deutschen Geschichte und konkret im Golfkrieg Entscheidungen der Herrschenden und nicht abstrakt »der Deutschen« sind. Der Schlußteil lautet:

»Es waren nicht ‘wir’, die Giftgas nach Libyen und in den Irak lieferten, sondern deutsche Konzerne und die Bundesregierung - gegen unsere Proteste. Nicht wir bildeten die irakischen Offiziere in München aus, sondern die Bundeswehr. Nicht wir gaben Tarik Asis einen 300-Millionen-Kredit, nachdem er zugegeben hatte, Gas gegen die kurdische Bevölkerung einzusetzen, sondern die Bundesregierung - wieder gegen unsere Proteste (KONKRET ward nie an der Spitze dieser Proteste gesehen!). Nicht wir, sondern die Bundesregierung und die hier Herrschenden haben die BRD-Infrastruktur, tausende Tonnen Bundeswehr-Bomben und eine gleichgeschaltete Presse in den Dienst dieses imperialistischen Krieges gestellt. Nicht wir werden die Verfassung militarisieren, damit deutsche Soldaten beim nächsten Krieg dabei sein können und Augstein Seit’ an Seit’ an der publizistischen Front mit ‘Bild` und ‘Sun` kämpfen und deutsches Blut (wie heißt der Saft denn sonst?) für deutschen Profit und des Imperialismus Öl vergossen wird...«

Hier das »deutsche Blut« aus dem Zusammenhang zu reißen und zu unterstellen, ich verwahrte mich (nur?) dagegen, daß »deutsches«Blut »für Öl«, vergossen werde, ist schlicht eine Fälschung.

Ich habe nichts unterstellt. Ich habe nichts als behauptet, Wolf habe »deutsches Blut« geschrieben. Wie aber diskutiert man mit einem, der nicht merkt, was er tut, wenn er »deutsches Blut« schreibt? Der es auch dann nicht merkt, wenn man`s ihm sagt? Der immer noch meint, es komme da auf irgendeinen »Zusammenhang« an, aus dem das unsägliche Wort »gerissen« worden sei?

Uns ging und geht es darum, die Linke auf die Kriegsvorbereitung auch des deutschen Imperialismus hinzuweisen - also um ihre antinationalistische Ausrichtung.

P.S.: Die ungekürzte Fassung dieses Beitrags findet sich im SoZ-Magazin vom Mai ‘91

Konkret 06/91, S. 30

Andreas Fanizadeh

Der Anfang...

Jutta Ditfurth und ihre Radikal-Ökologen haben die Grüne Partei verlassen und einen eigenen Verein gegründet. In zwei Jahren schon wollen sie den rosagrünen Frankfurter Magistrat stürzen

Der Auszug der letzten linken Strömung aus den Grünen hat den jahrelangen Streit um die Ausrichtung der Partei beendet. Mit diesem Abschluß ihres Konstitutionsprozesses könnte für die Grüne Partei insgesamt schon das Ende nahen. Denn die Grünen sind fortan nur noch die Grünen, eine stinknormale Bonner Banalo-Partei, die das Fehlen einer eigenen sozialen Basis und einer originären inhaltlichen Programmatik nicht länger hinter aufregenden parteiinternen Machtkämpfen verbergen kann.

Linke Politik hatte spätestens nach dem Rechtsruck der Berliner AL und dem Zerfall der Hamburger GAL bundesweit bei den Grünen verspielt. Die Hamburger Öko-Sozialisten um Rainer Trampert und Thomas Ebermann zogen 1989 die Konsequenz aus dieser Entwicklung und betätigten sich fortan in der Radikalen Linken. Die Frankfurter Radikal-ÖkologInnen versuchten bis zuletzt, innerhalb der Grünen Partei Politik zu machen. Fast hätte es Jutta Ditfurth über den Umweg der Grünen Liste noch einmal geschafft, ins Bundesparlament einzuziehen, um dort vor allem die eigene Fraktion zu nerven. Das 4,9 Prozent-Ergebnis der letzten Bundestagswahl ließ es nicht so weit kommen.

Der Realo-Flügel hat mit der Strukturreform auf dem letzten Parteitag in Neumünster dafür Sorge getragen, daß künftig keine linke Querulantin mehr das angestrebte Ziel - grüne Politikberatung und Mehrheitsbeschaffung für die SPD - stören kann. In Frankfurt und Hessen spielten die Radikal-Ökologinnen und -ökologen in den Grünen schon länger keine Rolle mehr. Ob sie in der Partei waren oder nicht, hatte keinen Einfluß auf die rot-grünen Koalitionen.

Am 11. Mai traten nun die Radikal-Ökologen aus der Partei aus und gründeten die Ökologische Linke/Alternative Liste. Etwa 300 Besucher und Besucherinnen kamen zum Gründungskongreß nach Frankfurt. Warum alles so gekommen ist, wie es ist, danach fragten die wenigsten. Einzelne Kritikerinnen und Kritiker, die die fehlende Analyse der eigenen Politik in den Grünen bemängelten, befanden sich offensichtlich auf der falschen Veranstaltung. Das Führungsgremium der Radikal-Ökologen, die drei Frankfurter Manfred Zieran, Jutta Ditfurth, Manon Tuckfeld und der Nordhesse Jan Kuhnert, schmetterte jeden Zweifel an der bisherigen Theorie und Praxis rundweg ab. Über das Grundsatzpapier wurde zwar abgestimmt, aber nicht diskutiert.

Die Ökologische Linke will radikalökologisch, antikapitalistisch, feministisch, antimilitaristisch, internationalistisch, basisdemokratisch und natürlich Teil der politischen Opposition sein. Doch die aneinandergereihten Bekenntnisse können nicht darüber hinwegtäuschen, daß in dem Papier wenig drinsteht. Und das macht die Sache langweilig. Am zweiten Konferenztag kam auch gleich nur noch knapp die Hälfte der Teilnehmerinnen und Teilnehmer vom Vortag. Vielleicht hatten sie auch einfach mit Jan Kuhnerts väterlicher Fürsorge gerechnet und sich vorgesehen. Kuhnert faßte die Absicht des Treffens am Sonntagvormittag kurz zusammen: »Ich möchte euch nicht, wenn ihr aus Frankfurt wegfahrt, in die Privatheit entlassen.«

Neben der Höhe des Mitgliedsbeitrags hatte die Frage nach der künftigen Organisationsform der Ökologischen Linken absolute Priorität. Mehrere Rednerinnen und Redner warnten vor einer Sache, die sie »Dschungelprinzip« nannten, und plädierten unter großer Zustimmung für eine »parteiförmige« Organisation. Ob die drei Frankfurter und der eine Nordhesse nun einer Partei, einer Bewegung oder der sicherlich angestrebten Mischform aus beidem vorsitzen, soll im Herbst entschieden werden. Dann wird es auch langsam höchste Zeit, denn »in zwei Jahren«, meinte Jutta Ditfurth, »stürzen wir den rosa-grünen Magistrat und machen wieder ökologische Politik«. Mit wem und wie sie das anstellen will, verriet sie nicht.

Daß mehr Leute aus dem Bayerischen Wald als aus der Gründungsstadt Frankfurt gekommen waren, hätte die Gründer eigentlich nachdenklich stimmen sollen. Aber die nächstliegende Frage, warum die Radikal-ÖkologInnen ausgerechnet in Frankfurt derart einflußlos und marginalisiert sind, traute sich keiner zu stellen. Im Grundsatzpapier steht ja auch die stereotype Antwort geschrieben: Joseph Fischer und Antje Vollmer, der kleine Genscher und die marxistische Pfarrerin ...

Dabei böten sich gerade in Frankfurt hervorragende Möglichkeiten, sich gegen die rotgrüne Politik als linke Opposition zu profilieren. Frankfurts rotgrüne Koalition wird an Konformismus zu Grunde gehen, und daß in Wiesbaden die Landesregierung gewechselt hat, hätten noch nicht einmal treueste Anhänger der Grünen mitgekriegt, würde es nicht tagtäglich in der »TAZ« behauptet. Aber eine radikal-ökologische Politik, die selber nur deklamiert und lamentiert, hat wenig Ausstrahlungs- und Überzeugungskraft. So intervenieren nun beispielsweise seit Wochen Autonome und andere Linke gegen die rotgrüne Flüchtlingspolitik. Der Widerstand gegen die antihumanistischen Praktiken der Grünen-Ministerin Iris Blaul und des Frankfurter Multikultur-Amts, die Auseinandersetzungen um das Flüchtlingslager in Schwalbach und die abermalige Verschickung von aus der Ex-DDR geflüchteten und dort verprügelten Nichtdeutschen - das alles findet ohne radikal-ökologische Beteiligung statt.

Eine politische Organisation, die die Solidarität mit den weltweit Marginalisierten verkündet und im Konkreten keinen Finger dafür krumm macht, ist uninteressant. Eine Opposition, die diese Bezeichnung verdient, muß sich, ob mit revolutionärem Programm oder ohne, an den täglichen sozialen Auseinandersetzungen aktiv beteiligen. Das ist überdies interessanter und schützt eher vor Verspießerung, als die im radikal-ökologischen Standard-Repertoire enthaltene Dämonisierung der Hochhaus-Architektur, die sich in stupiden Slogans erschöpft: »Statt Blauer Himmel - Rosa-Grüne Hochhäuser«.

Jutta Ditfurth schrieb kürzlich in der »Frankfurter Rundschau« den Satz: »Die Kraft für unsere politische Arbeit und für die Durchsetzung radikaler Reformen beziehen wir, ganz im Sinne Ernst Blochs, aus der Vermittlung dieser kleinen (Reform-)Schritte mit unserer konkreten Utopie einer herrschaftsfreien, solidarischen, ökologischen Gesellschaft, in der die Natur so befreit ist wie der Mensch.« Die ökologische Gesellschaft und die befreite Natur, da beschleicht einen doch der Verdacht, dies könne auch Teil der konkret ausgelebten Utopie des fa-natisierten Wickenzüchters Tom Königs sein.

Aber sei’s drum. In der Ökologischen Linken/Alternativen Liste sammeln sich neben denjenigen, die Angst vor dem »Dschungelprinzip« haben, sicherlich noch andere Leute. Immerhin darf man mit einer qualmenden Zigarette neuerdings schon halb im Saal stehen. Der Lektüre radikal-ökologischer Texte ziehe ich allerdings den jüngst erschienenen dritten Frankfurt-Krimi von Jakob Arjouni bei weitem vor. Privat-Detektiv Kemal Kayankaya ist zwar kein Feminist und kann auch nicht einfach die Ausländergesetze ändern (oder gar in zwei Jahren einen Magistrat stürzen). Aber ab und an verpaßt er den richtigen Leuten im richtigen Moment eine Ohrfeige. Außerdem ist Arjouni in seinen Beschreibungen präzise:

»(Ich war eben im Knast. Dreiundreißig Flüchtlinge sind’s genau. Drei Anwälte reden jetzt mit ihnen. Der evangelische Oberdings hat seine Hilfe zugesagt, der katholische ist mit Wallmann bei einem schlesischen Vertriebenen-Diner. Die gesamte SPD befindet sich bei Aufnahmen für eine Wahlkampf-Schallplatte, und der Zuständige der Grünen kriegt’n Kind. Die Vertretung hat zwar kein Auto, will sich aber beeilen. Bleibt noch das Multikultur-Büro: dort meldet sich eine Putzfrau, die kaum Deutsch spricht, aber soviel ich verstanden habe, eröffnet die Belegschaft eine Kastagnetten-Ausstellung...(Er hielt inne und zog an der Zigarette. ‘Das hast du alles in ‘ner halben Stunde rausbekommen?’ ‘Das meiste. Den Rest hab ich mir ausgemalt.’«

Andreas Fanizadeh ist Redakteur der Frankfurter Studentenzeitschrift »diskus«

Konkret 06/91, S. 32

Ulli K.

...vom Ende

Während in Frankfurt gegründet wurde, hat sich in Hamburg die einst interessanteste der K-Gruppen aufgelöst, der Kommunistische Bund, KB genannt

Bis vor kurzem galt weltweit die Regel, daß eine kommunistische Partei entweder von ihren Feinden durch Terror, Verbot, Krieg usw. besiegt wird, oder daß sie ihren Feind besiegt und damit selbst zur herrschenden Macht wird. Noch vor zwei Jahrzehnten waren alle Kommunisten in Deutschland West wie Ost davon überzeugt, daß kommunistische Parteien zwar - und gegebenenfalls reichlich - zu gründen, niemals aber aufzulösen seien: »Wir sind die stärkste der Partei`n.«

Daß man auch zur schwächstenwerden und sich auflösen kann, war nicht vorgesehen. Und trat doch ein, für die staatstragenden kommunistischen Parteien in Osteuropa ebenso wie für die staatsfeindlichen und vom Staat bedrängten kommunistischen Gruppen und Parteichen in Westeuropa. Dabei ist auffällig und hier am Beispiel zum Thema zu machen, daß all diese, teilweise bis aufs Blut verfeindeten Parteiungen am Ende eins verbindet: das Unvermögen und der Unwille, sich selbstbewußt, begründet und aktivaus der Geschichte zu verabschieden. Stattdessen wird das Ende versteckt und verdrängt durch Namenswechsel, durch Spaltungen, durch Transformation in eine »Partei neuen Typs«, durch sektenförmige »Fortführung des Parteierbes«.

Eine neue Version zur Vermeidung eines alten Problems wurde jetzt von einem bewährten »linken Trüffelschwein« versucht, als das Georg Fülberth den Kommunistischen Bund in einem Vorwegnachruf hier in KONKRET (1/91) charakterisierte. Mit einem mehrheitlich beschlossenen »Zustandspassiv« wurde Ende April dieses letzte bemerkenswerte kommunistische Kollektiv der BRD aus der Geschichte gezogen, und zwar von seinen eigenen zirka 180 verbliebenen Mitgliedern. »Der KB ist aufgelöst«, formulierten die Genossinnen und Genossen fraktionsübergreifend und wohlüberlegt das Ende ihres Bundes. Mit hundertfacher Enthaltung hatten sie zuvor eine aktive Beteiligung an diesem Geschehen von sich gewiesen: Der Formulierung »Wir lösen den Kommunistischen Bund auf« mochten nur drei Dutzend KB-Mitglieder zustimmen.

Für kommunistische Politik seien die Zeiten schlecht, insgesamt sei ein Scheitern kommunistischer Politik zu konstatieren, nun habe es eben auch den KB erwischt, wurde dürr analysiert, um dann schlußfolgern zu können, daß eben »kein freier Wille mehr besteht« zu entscheiden, ob der KB weiter existieren oder aufgelöst werden solle. Der Zeitgeist hat es gegeben, der Zeitgeist hat es genommen, gesegnet sei das *es*. Wir - ja wir sind die armen Opfer. An den eigenen Fehlern, gar an der eigenen Organisation hats nicht gelegen, wurde ausdrücklich betont.

Eine solche Begründung mag ja noch gelten für das Ende einer Bürgerinitiative oder das Abflauen einer Massenbewegung, die sich in der Tat zumeist dem Zeitgeist verdanken. Aber für eine kommunistische, also (man muß hier dran erinnern) dem historischen Materialismus verpflichtete Gruppe ist eine solche Begründung erstaunlich. Immerhin waren die Gründer und - gabs die ? - Gründerinnen des Kommunistischen Bundes 1971 angetreten auch mit der Absicht, den Zeitgeist aufzuklären als gesellschaftliches Produkt, das wenn auch nicht ganz unkompliziert, so doch in seiner Produktions-, Vertriebs- und Wirkungsweise zu analysieren und schon im Gelingen dieser Analyse teilweise destruierbar sei. Davon ist jetzt keine Rede mehr gewesen. Statt auch am Ende Analyse zu betreiben und sich seine politischen Entscheidungen nicht vom Zeitgeist vorgeben oder gar aufzwingen zu lassen, wurde der unfreie Wille bemüht. Das diente nicht nur fauler Selbstentlastung, sondern wirkte auch wie eine verspätete Huldigung an den Mythos von der stählernen (=unauflösbaren) Partei.

Nun stehen die Zustandspassiven vom KB mit ihrer Selbst- und Geschichtsdeutung nicht allein. Sie können sich sogar auf den anerkannten marxistischen Dialektiker Fülberth berufen, der in seinem schon erwähnten Nachruf die Auflösung des KB erklärt mit »der schon lange anhaltenden Stagnation und Erfolglosigkeit linker Politik, die ständig schlimmer ins Leere greift, weil sie keinen Ansatz entweder zu positiver Veränderung oder massenhafter Mobilisierung gegen die von ihr nach wie vor erkannten gesellschaftlichen Schäden findet«. Hier unterscheide sich der KB nicht von anderen sozialistischen und kommunistischen Vereinigungen. Noch weitergehend als Fülberth äußern sich andere wie zum Beispiel J.P.Reemtsma (KONKRET 5/91) , der nicht nur das Scheitern der bundesdeutschen Linken konstatiert, sondern insgesamt und international das historische Projekt der Linken, das sich auf 1789 und 1917 bezieht, am Ende sieht.

Sie alle müssen sich allerdings fragen lassen, wie es heute wohl in der Welt aussähe, wenn jede linke oder revolutionäre Gruppe nach ein paar Jahren realpolitischer Bedeutungslosigkeit sich gleich selbst von der Bühne verabschiedet hätte. Dieses Jahrhundert hätte nur Kriege, aber keine einzige Revolution erlebt. Was wäre geworden, wenn Mao, Amilcar Cabral, Sandino oder Che Guevara die Flinte gleich ins Korn geworfen hätten, als es noch (oder wieder) einsam um sie war? Die Tatsache, daß die von ihnen inspirierten Bewegungen durch fremden Terror und eigene Fehler niedergerungen wurden, ist kein Argument gegen ihre Revolutionen, sondern ein Argument gegen imperialistischen Terror und eigene Fehler.

Natürlich müssen Kommunistinnen und Kommunisten um jeden Zentimeter politischen Einflusses kämpfen. Nur, sie sind - in der politischen Perspektive auf den Kommunismus hin - nicht darauf angewiesen, sofort und jederzeit Erfolg zu haben. Sie sind nicht gebunden an den schönen Traum oder die eingepaukte Gewißheit von der Revolution gleich morgen (wie weiland u.a. die Leute vom KBW) oder an die Hoffnung auf die sozialen Klassenkämpfe heute (wie aktuell die Fans der PDS).

Zu den großen theoretischen und praktischen Leistungen des KB gehörte es einmal, vorschnellen Erwartungen auf bedeutsame Umwälzungen widersprochen zu haben und sich um die Ausarbeitung einer langfristigen Perspektive zu bemühen. Wurde es den Genossinnen und Genossen jetzt - nach gerade eben 20 Jahren - doch allzu langfristig, allzu kompliziert, allzu ungesichert, allzu einsam? Das wäre immerhin eine eigene, zwar traurige, aber selbstverantwortete Entscheidung. Warum aber verweigert mensch diese Verantwortung, schiebt sie den unwilligen Massen und den ungünstigen Zeitumständen zu? Warum hat der KB gerade jetzt,wo er bitter Recht bekommt und bitter notwendig wäre, seine frühere Erkenntnis von dem ans alte Reich anknüpfenden Großmachtwahn der deutschen Bourgeosie an kurzfristige Trends verschenkt?

Auffällig war, daß während der kargen Debatten des KB-Auflösungskongresses doch eines betont wurde: daß die Auflösung des KB durch den Streit um deutschen Nationalismus und Antisemitismus in der Linken zwar zusätzlich verschärft, aber nicht verursacht sei. Wie aber, wenn die Erfolglosigkeit von Kommunisten und Linken während des ganzen deutschen Jahrhunderts eben darin begründet liegt, daß sie sich nicht tiefgreifend von Nationalismus und Antisemitismus befreien konnten und wollten? Das gilt besonders für die Linke nach 68, also auch den KB, die, hochgepäppelt mit deutschen und antisemitischen Einstellungen, eben das bis heute nicht wahrhaben will. Wer aber nicht einmal für die eigene, selbstgestaltete Geschichte Verantwortung übernehmen will, wird weder theoretisch noch praktisch imstande sein, zur deutschen Großmachtgeschichte einen wirkungsvollen Gegen-Pol zu setzen. Insofern ist es sinnvoll, daß mit dem KB jetzt die Phase der neuen deutschen Welle im Kommunismus zu Ende gebracht worden ist. Es gibt wieder was zu tun.

Ulli K. schrieb unter diesem Kürzel in der KB-Zeitschrift »Arbeiterkampf«

Konkret 06/91, S. 34

Hannah Arendt

Die persönliche Verantwortung unter der Diktatur

Hannah Arendt, Philosophin und Soziologin, 1906 in Hannover geboren, 1933 vor den Nazis nach Frankreich und 1940 in die USA geflohen, veröffentlichte 1963 ihren Prozeßbericht »Eichmann in Jerusalem«; ihr Wort von der »Banalität des Bösen« wurde bald überall zitiert und fast überall mißdeutet. 1964 und 1965 hielt Hannah Arendt deshalb einen Vortrag vor mehreren amerikanischen Universitäten, um den Mißverständnissen, aber auch den Verzerrungen und Verfälschungen ihrer Haltung entgegenzutreten. Eine stark gekürzte Fassung des Vortrags wurde von verschiedenen Rundfunkanstalten ausgestrahlt, erschien 1964 in der BBC-Zeitschrift »The Listener« und in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Was heißt persönliche Verantwortung unter einer Diktatur?« (in Hannah Arendt: Nach Auschwitz, Berlin 1989). Der Text, dessen englisches Original in der Library of Congress in Washington liegt, wird hier erstmals vollständig veröffentlicht. Die Übersetzung hat Eike Geisel besorgt

Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich mit zwei persönlichen Bemerkungen beginne. Sie wissen natürlich, weshalb die Einladung an mich erging, vor diesem auserlesenen Publikum zu sprechen; der Grund ist die reichlich wilde Kontroverse, die mein Buch über den Eichmann-Prozeß ausgelöst hat. Ich gebrauche hier ganz bewußt das Wort »ausgelöst« und sage nicht »verursacht«, denn – und darauf habe ich schon früher hingewiesen – ein großer Teil der Kontroverse galt einem Buch, das nie geschrieben wurde.

Meine erste Reaktion auf diese mißliche Angelegenheit bestand darin, daß ich das Ganze mit einem berühmten österreichischen Bonmot abtun wollte: Es gibt nichts Unterhaltsameres als die Auseinandersetzung über ein Buch, das niemand gelesen hat. Als dies alles jedoch weiterging und, besonders im späteren Verlauf, immer mehr Stimmen laut wurden, die mich nicht nur angriffen wegen etwas, was ich nie gesagt hatte, sondern im Gegenteil mich dafür zu verteidigen begannen, da dämmerte es mir, daß es sich bei diesen etwas unheimlichen Darbietungen um mehr als um bloße Sensation und Unterhaltung handeln könnte; daß es um mehr als um Emotionen ging, das heißt um mehr als um aufrichtige Mißverständnisse, die manchmal ja zu einem völligen Zusammenbruch der Verständigung zwischen Autor und Leser führen können, und um mehr als die nicht so aufrichtigen Verzerrungen und Verfälschungen von Interessengruppen, die viel weniger mein Buch fürchteten als sich davor, daß es den Anstoß zu einer unparteiischen und detaillierten Untersuchung der zur Debatte stehenden Geschichtsperiode geben könnte.

Was bei der Kontroverse und bei den vielen für mich damit einhergehenden öffentlichen und privaten Diskussionen so sehr ins Auge sprang, war die Tatsache, daß ständig eine ganze Reihe von strikt moralischen Fragen aufgeworfen wurde, von denen ich viele gar nicht in Erwägung gezogen und andere eher beiläufig erwähnt hatte. Ich hatte einen Tatsachenbericht verfaßt, und selbst dessen Untertitel »Ein Bericht von der Banalität des Bösen« stimmte in meinen Augen so offenkundig mit den Fakten des Falles überein, daß ich dachte, auf dieser faktischen Ebene bedürfe er keiner weiteren Erklärung. Trotzdem wußte ich natürlich, daß jede von diesem Phänomen abgeleitete Theorie im Widerspruch zu bestimmten traditionellen Vorstellungen vom Charakter des Bösen und vom Wesen menschlicher Gemeinheit stehen würde. (Zum Glück für mich lenkt der Titel, den dieser Vortrag trägt, unsere Aufmerksamkeit in eine andere Richtung).

Während ich mich jedoch an die Tatsachen gehalten hatte – mit Ausnahme des Epilogs in meinem Buch, in dem es mehr um juristische als um moralische Fragen ging, und mit Ausnahme gelegentlicher Randbemerkungen, die aber eher politischer als moralischer Natur waren – und während einige Vertreter des unlauteren Disputs versuchten, die Fakten selbst anzuzweifeln, wandten sich die meisten aufrichtigen Diskutanten sofort theoretischen Fragen zu, Problemen der Moralphilosophie, und zwar ganz so, als hätten diese nicht nur bei den Lesern, sondern bei jedem, der sich auch nur entfernt mit diesen Dingen beschäftigt, an vorderster Stelle gestanden. Mit einigem Entsetzen hörte ich Leute Dinge von sich geben wie etwa:

Jetzt wissen wir, daß in jedem von uns ein Eichmann steckt;

oder: Liegt es nicht am modernen Leben, daß wir alle bloße Rädchen in irgendeiner Maschinerie geworden sind?

oder: Opfer sind eigentlich immer häßlich, und das ist auch der Grund, warum Eichmann »so viel besser wegkommt... als seine Opfer«, ein Argument, das um so aufschlußreicher ist, als es nicht das Geringste mit dem zu tun hat, was ich je gesagt oder geschrieben habe, und deshalb zeigt, bis zu welchem Grad Menschen tatsächlich glauben, es sei besser (schöner?), Unrecht zu tun als Unrecht zu erleiden, wobei ihnen diese Ansicht trotzdem noch zu schaffen macht;

oder, auf einer höheren Ebene: »Durch ihre Leiden wurden die Juden unerträglich – und diesen Krieg haben die Nazis gewonnen«, womit etwas ganz Naheliegendes übersehen wird, nämlich daß dann, wenn dies wahr wäre, sich doch zwanzig Jahre später keiner mehr um all diese Dinge kümmern würde;

oder: »Wenn das allertragischste Ereignis der Moderne der Mord an den sechs Millionen europäischer Juden ist, dann ist der Prozeß gegen Adolf Eichmann in Jerusalem das interessanteste und bewegendste Kunstwerk der letzten zehn Jahre«

(wenn dieser oder irgendein anderer Prozeß ein Kunstwerk ist, dann möchte ich wissen, um was es sich bei einem Gemälde von Picasso oder bei einem Roman von Faulkner handelt)

oder: die Banalität des Bösen ist »als Theorie schwer zu widerlegen«, weil sie alles »plausibel« erklärt. (Ich hatte auf eine Tatsache hingewiesen, die ich für schockierend hielt, weil sie unseren Theorien über das Böse widersprach, und deshalb auf etwas möglicherweise Wahres, aber doch nicht Plausibles hingewiesen).

Ich war auch irgendwie davon ausgegangen, daß wir es noch immer mit Sokrates hielten, der gesagt hatte: »Es ist besser, ein Unrecht zu erleiden als ein Unrecht zu begehen.« Diese Annahme stellte sich als Irrtum heraus. Es gab die weithin geäußerte Überzeugung, daß es unmöglich sei, jeglicher Versuchung zu widerstehen, daß man keinem von uns trauen könne, schon gar nicht in Situationen, in denen alles auf Messers Schneide steht; daß in Versuchung geraten und gezwungen werden mehr oder weniger dasselbe sei, wohingegen gilt, was Mary McCarthy sagt, die auf diesen Trugschluß als erste hinwies: »Wenn jemand ein Gewehr auf Dich richtet und sagt, bring Deinen Freund um oder ich töte Dich, dann führt er Dich in Versuchung, das ist alles.« Und in Versuchung zu geraten, wenn das eigene Leben auf dem Spiel steht, das mag juristisch vielleicht ein Verbrechen entschuldigen, eine moralische Rechtfertigung ist es sicher nicht.

Mir fiel in diesem Zusammenhang nachträglich ein Vorfall ein, der sich vor einigen Jahren anläßlich eines bekannten Quizbetrugs im Fernsehen ereignet hatte. Hans Morgenthau hatte im New York Times-Magazine auf etwas Selbstverständliches hingewiesen – nämlich daß es falsch sei, für Geld zu betrügen, daß es doppelt falsch sei, in intellektuellen und geistigen Angelegenheiten zu betrügen, und daß es dann dreifach falsch sei, wenn ein Lehrer derartiges mache. Die Reaktion auf diesen Artikel war negativ und las sich überwiegend so: Ein solches Urteil vertrage sich nicht mit der christlichen Nächstenliebe, und von keinem Menschen, außer von einem Heiligen, könne man erwarten, der Versuchung von so viel Geld zu widerstehen.

Schließlich - und das war in gewisser Weise am erstaunlichsten, da wir es ja doch mit einem Gerichtsverfahren zu tun hatten, dessen Ergebnis in der Regel in einem Urteil besteht - wurde mir entgegnet, daß das Urteilen an sich falsch sei, niemand könne urteilen, der nicht selbst dabei gewesen sei. Dies war übrigens Eichmanns eigenes Argument gegen den Urteilsspruch des Jerusalemer Gerichts, in welchem es hieß, es wären Alternativen dagewesen und er hätte sich seinen mörderischen Pflichten entziehen können. Er bestand darauf, daß es sich dabei um Nachkriegslegenden handle, um Ansichten, die im Nachhinein geschaffen worden seien und von Leuten unterstützt würden, die nicht wüßten oder vergessen hätten, wie es damals gewesen sei.

Es gibt eine Reihe von Gründen, weshalb die Diskussion über das Recht oder die Fähigkeit zu urteilen die moralisch wichtigste Frage berührt. Es geht hierbei um zwei Dinge: Erstens, wie kann ich Recht von Unrecht unterscheiden, wenn die Mehrheit oder meine gesamte Umgebung die Frage schon vorentschieden hat? Wer bin ich, daß ich richte? Und zweitens, in welchem Umfang, wenn überhaupt, können wir vergangene Ereignisse und Vorfälle beurteilen, bei denen wir nicht zugegen waren?

Was das letztere betrifft, so liegt auf der Hand, daß weder Geschichtsschreibung noch Gerichtsverfahren überhaupt möglich wären, wenn wir uns selbst diese Fähigkeit absprächen. Man kann sogar noch einen Schritt weitergehen und feststellen, daß es dann, wenn wir von unserer Urteilsfähigkeit Gebrauch machen, nur wenige Fälle gibt, bei denen wir nicht im Nachhinein urteilen, und dies gilt gleichermaßen für die Geschichtsschreibung wie für den Richter beim Prozeß; und letzterer hat gute Gründe, den Berichten von Augenzeugen oder dem Urteil jener, die dabeigewesen sind, zu mißtrauen. Und da schließlich diese Frage für gewöhnlich den Vorwurf der Selbstgerechtigkeit miteinschließt: Wer hat je behauptet, daß ich, indem ich ein Unrecht beurteile, unterstelle, selbst unfähig zu sein, es zu begehen? Selbst der Richter, der einen Menschen wegen Mordes verurteilt, kann danach nur sagen: »And there, but for the grace of God, go I!«

Dies alles sieht also auf den ersten Blick wie ausgemachter Nonsense aus, doch wenn viele Leute, ohne daß sie manipuliert werden, anfangen, Unfug von sich zu geben, dann geht es gewöhnlich dabei um mehr als bloß um Unfug. Es gibt in unserer Gesellschaft eine weitverbreitete Furcht zu urteilen, was überhaupt nichts zu tun hat mit jenem »richte nicht, auf daß Du nicht gerichtet wirst«, und wenn mit dieser Furcht gemeint sein soll, »nicht den ersten Stein zu werfen«, dann ist das bloß so hingesagt. Denn hinter der Abneigung, über etwas zu urteilen, was jemand getan hat, lauert der Verdacht, daß eigentlich niemand ein frei handelndes Wesen ist, und deshalb wird bezweifelt, ob überhaupt jemand verantwortlich ist, ob irgend jemand für seine Taten Rede und Antwort stehen kann. Im Augenblick, wo man auch nur beiläufig moralische Fragen aufwirft, wird man mit diesem erschreckenden Mangel an Selbstvertrauen und daher auch an Stolz konfrontiert; man begegnet einer lächerlichen Bescheidenheit, die »Wer bin ich, daß ich richte?« sagt, will heißen: Wir sind alle gleich, gleichermaßen schlecht; und jene, die versuchen oder vorgeben zu versuchen, halbwegs anständig zu bleiben, sind entweder Heilige oder Heuchler; beide sollten uns in Ruhe lassen. Deshalb kommt es auch immer genau dann zu einem riesigen Aufschrei, wenn jemand an einer bestimmten Person eine ganz besondere Schuld festmacht, anstatt die Schuld für alle Taten bei Tendenzen der Geschichte und bei dialektischen Bewegungen zu suchen, kurz: eine mysteriöse Notwendigkeit verantwortlich zu machen, die sich hinter dem Rücken der Menschen vollzieht und allem, was sie tun, eine Art tiefere Bedeutung verleiht.

Solange man die Wurzeln von dem, was Hitler anrichtete, zurückverfolgt zu Plato oder Joachim di Fiore oder Hegel und Nietzsche, oder sie in der modernen Wissenschaft, in der Technologie, im Nihilismus oder in der Französischen Revolution usw. sucht, solange ist alles in Ordnung. Doch in dem Augenblick, wo man Hitler beispielsweise einen Massenmörder nennt - wobei natürlich gilt, daß dieser besondere Massenmörder politisch sehr talentiert war und daß das ganze Phänomen des Dritten Reiches nicht allein dadurch erklärt werden kann, wer Hitler war und wie er die Menschen beeinflußte - in dem Augenblick also stößt man auf die allgemeine Auffassung, daß ein derartiges Urteil über diese Figur vulgär sei, es ermangele der Differenziertheit und sei bei der Interpretation der Geschichte fehl am Platze.

In dieser Art etwa wandte man sich, um Ihnen ein anderes Beispiel aus einer gegenwärtigen Auseinandersetzung zu geben, sofort gegen Rolf Hochhuths Theaterstück »Der Stellvertreter«, in welchem der Autor Papst Pius XII. wegen seines eigenartigen Schweigens zur Zeit der Massaker an den Juden im Osten angegriffen hatte. Es gab nicht nur empörte Proteste aus der katholischen Hierarchie, was nachgerade verständlich ist, und Fälschungen von waschechten Propagandisten; Hochhuth, so wurde gesagt, habe den Papst als den Hauptschuldigen angeklagt, um Hitler und das deutsche Volk zu entlasten, was schlicht unwahr ist; dazu kam der in unserem Zusammenhang bedeutsamere Vorwurf, daß es »natürlich« oberflächlich sei, den Papst anzuklagen, wo doch die ganze Christenheit auf der Anklagebank säße; oder, noch besser auf den Punkt gebracht: »Zweifellos gibt es Grund für schwere Beschuldigungen, aber der Angeklagte ist das ganze Menschengeschlecht« (Robert Weltsch, Summa Iniuria oder Durfte der Papst schweigen? rororo 1963). Der Gedanke, den ich in diesem Zusammenhang vorbringen möchte, geht über die allgemein bekannte, doch trügerische Annahme einer Kollektivschuld hinaus. Es handelt sich übrigens hierbei um einen Begriff, der erstmals auf das deutsche Volk und seine kollektive Vergangenheit angewendet wurde, um eine Vorstellung, die sich in der Praxis als höchst wirksame Reinwaschung all jener erwiesen hat, die tatsächlich etwas getan hatten; wo alle schuldig sind, da ist es niemand. Man muß nur Christenheit oder Menschengeschlecht an die ursprünglich für Deutschland reservierte Stelle setzen, um zu sehen, wie absurd dieser Begriff ist, denn nun sind nicht einmal mehr die Deutschen schuldig, es gibt niemanden mehr, den wir benennen können, sondern nur noch einen Begriff.

Worauf ich nach diesen Überlegungen noch hinweisen wollte, ist die Frage, wie tiefsitzend die Furcht davor sein muß, ein Urteil zu fällen, Namen zu nennen und Verantwortung festzustellen (besonders wenn es, bedauerlicherweise, um Leute mit Macht und in hoher Position geht, ganz egal, ob sie noch leben oder nicht), wenn man sich mit derart verzweifelten intellektuellen Manövern behilft. Ist es denn nicht offensichtlich, daß die Christenheit viele Päpste ziemlich elegant überlebt hat, die viel schlechter waren als Pius XII., und zwar genau deshalb, weil niemals die ganze Christenheit angeklagt wurde? Und was soll man von all jenen sagen, die am liebsten die ganze Menschheit über die Klinge springen lassen würden, um eine hochrangige Persönlichkeit zu retten, um sie vor der Anschuldigung, nicht etwa ein Verbrechen, sondern nur eine zugegebenermaßen schwere Unterlassungssünde begangen zu haben, in Schutz zu nehmen?

Es ist gut und richtig, daß es kein Gesetz gegen Unterlassungssünden gibt und daß kein menschlicher Gerichtshof dazu berufen ist, darüber zu urteilen. Doch ein ebenso glücklicher Umstand ist, daß es in der Gesellschaft noch immer eine Institution gibt, vor der es nahezu unmöglich ist, sich Fragen der persönlichen Verantwortung zu entziehen, eine Institution, vor der alle allgemeinen und abstrakten Rechtfertigungen - vom Zeitgeist bis zum Ödipuskomplex - zusammenbrechen, vor der nicht Systeme oder Tendenzen oder die Erbsünde beurteilt werden, sondern Menschen aus Fleisch und Blut wie du und ich. Deren Taten sind natürlich noch immer menschliche Taten; und sie erscheinen deshalb vor einem Tribunal, weil sie ein Gesetz gebrochen haben, dessen Aufrechterhaltung wir für die Integrität unserer menschlichen Gemeinschaft als wesentlich erachten. Gesetzliche und moralische Fragen sind keinesfalls dasselbe, doch sie weisen eine wechselseitige Affinität auf, weil beide die Urteilskraft voraussetzen. Kein Gerichtsreporter, der weiß, was er tut, kann sich aus diesen Fragen heraushalten. Wie können wir, unabhängig von der Kenntnis des Gesetzes, Recht von Unrecht unterscheiden? Und wie können wir urteilen, ohne in derselben Situation gewesen zu sein?

Hier ist genau die richtige Stelle für meine zweite persönliche Bemerkung. Wenn die Erregung, die dadurch ausgelöst wurde, daß ich »zu Gericht saß«, meines Erachtens wirklich bewiesen hat, wie unangenehm es für die meisten von uns ist, sich moralischen Fragen zu stellen, dann gebe ich besser zu, daß ich meinerseits damit keine großen Probleme hatte. Meine frühe intellektuelle Bildung geschah in einer Atmosphäre, in der niemand moralischen Fragen viel Aufmerksamkeit widmete; wir wurden unter der Voraussetzung erzogen: Das Moralische versteht sich von selbst. Ich erinnere mich noch ganz gut an meine eigene jugendliche Auffassung von dieser moralischen Rechtschaffenheit, die man für gewöhnlich Charakter nennt; diese Tugenden eigens hervorzukehren wäre mir philisterhaft vorgekommen, weil sie sich eben, wie wir dachten, von selbst verstanden und deshalb keine große Bedeutung besaßen - es handelte sich um keine entscheidende Eigenschaft, die etwa bei der Beurteilung einer bestimmten Person eine Rolle spielte. Sicherlich wurden wir dann und wann mit moralischer Schwäche, mit dem Mangel an Standfestigkeit oder Loyalität konfrontiert, mit jenem eigenartigen, fast automatischen Nachgeben unter Druck, vor allem dann, wenn dieser von der öffentlichen Meinung ausgeht - ein Phänomen übrigens, das ganz typisch ist für die Bildungsschichten bestimmter Gesellschaften - , doch wir besaßen keine Vorstellung davon, wie ernst solche Dinge waren und schon gar nicht davon, wohin sie führen könnten. Vom Wesen dieser Erscheinungen wußten wir sehr wenig, und noch weniger, so fürchte ich, kümmerten wir uns darum.

Nun, es stellte sich heraus, daß wir reichlich Gelegenheit zum Lernen erhalten sollten. Für meine Generation und Menschen meiner Herkunft begann die Lektion 1933, und sie war zu Ende, als nicht nur deutsche Juden, sondern die ganze Welt über die Greuel Bescheid wußten, die am Anfang keiner für möglich gehalten hätte. Was wir seitdem gelernt haben, und das ist keinesfalls unwichtig, das kann man als Erweiterung und Ergänzung jenes Wissens betrachten, das wir uns während jener zwölf Jahre angeeignet haben. Viele von uns haben die letzten zwanzig Jahre dazu gebraucht, um mit dem, was geschehen war, zu Rande zu kommen, nicht mit den Ereignissen von 1933, sondern mit dem, was von 1941 bis zum bitteren Ende passiert ist. Und damit meine ich nicht persönliche Trauer und persönlichen Kummer, sondern den Schrecken selbst, mit welchem, wie wir heute sehen, keine der betroffenen Parteien sich bislang aussöhnen konnte.

Die Deutschen haben für diesen ganzen Komplex den höchst fragwürdigen Begriff ihrer »unbewältigten Vergangenheit« geprägt; doch nach so vielen Jahren hat sich herausgestellt, daß diese deutsche Vergangenheit auch von einem großen Teil der zivilisierten Welt einfach nicht in den Griff zu bekommen ist. Damals, so kam es nicht nur mir, sondern auch vielen anderen vor, schien das bloße Grauen in seiner nackten Monströsität über alle Kategorien hinauszugehen und alle Maßstäbe der Rechtsprechung hinwegzufegen; es handelte sich um etwas, was Menschen weder adäquat bestrafen noch vergeben konnten. Und in diesem sprachlosen Entsetzen, fürchte ich, neigten wir alle dazu, die strikt moralischen und überschaubaren Lehren, die man uns früher beigebracht hatte, zu vergessen, Lektionen, die innerhalb der Gerichtssäle wie draußen in zahllosen Diskussionen immer wieder erteilt werden sollten.

Um den Unterschied zwischen dem sprachlosen Entsetzen, in welchem man nichts lernt, und der keineswegs grauenhaften, doch oft sehr widerwärtigen Erfahrung zu erklären, bei der es um das Verhalten von Menschen geht, das mit normalen Maßstäben gemessen werden kann, möchte ich zuerst eine Tatsache erwähnen, die ganz offenkundig ist, die aber dennoch kaum Erwähnung findet. In unserer frühen, nicht-theoretischen Moralerziehung spielte das Verhalten der eigentlichen Übeltäter, von denen selbst damals kein normaler Mensch etwas anderes als das Schlimmste erwarten durfte, keine Rolle. Von daher waren wir angesichts des bestialischen Verhaltens der Sturmtruppen in den Konzentrationslagern und Folterkellern der Geheimpolizei zwar entrüstet, aber nicht moralisch verstört, und es wäre wirklich sehr merkwürdig gewesen, sich moralisch über die Reden der Nazi-Größen zu empören, wo doch deren Ansichten seit Jahren schon allgemein bekannt gewesen waren. Das neue Regime stellte uns damals nur vor ein komplexes politisches Problem, dessen einer Aspekt das Eindringen der Kriminalität in den Bereich der Öffentlichkeit war. Ich glaube, wir waren auch für die Konsequenzen eines rücksichtslosen Terrors vorbereitet, und wir hätten gerne zugegeben, daß diese Art von Angst und Schrecken aus den meisten Menschen wahrscheinlich Feiglinge macht.

Dies alles war also schrecklich und gefährlich, aber moralische Probleme gab es damit nicht. Die Frage der Moral tauchte erst mit dem Phänomen der Gleichschaltung auf. Diese Gleichschaltung war keine von der Angst genährte Heuchelei, sondern der sehr früh an den Tag gelegte Eifer, ja nicht den Zug der Geschichte zu verpassen. Über Nacht wandelten sich sozusagen aufrichtig die Ansichten, ein Wandel, von dem die große Mehrheit quer durch alle Schichten und Berufe erfaßt wurde und welcher damals einherging mit einer unglaublichen Leichtigkeit, mit der lebenslange Freundschaften aufgekündigt und abgebrochen wurden. Kurz gesagt, was uns verstörte, war nicht das Verhalten unserer Feinde, sondern das Verhalten unserer Freunde, und dabei hatten diese nichts dazu getan, daß alles so war; sie waren nicht verantwortlich für die Nazis, sie waren nur von deren Erfolg beeindruckt, und sie waren unfähig, ihr eigenes Urteil gegen den, wie sie es sahen, Urteilsspruch der Geschichte zu setzen.

Wenn man nicht den fast völligen Zusammenbruch des persönlichen Urteilsvermögens - nicht der persönlichen Verantwortung - in den Anfangsstadien des Naziregimes berücksichtigt, dann kann man unmöglich verstehen, was tatsächlich geschah. Es stimmt, daß viele von ihnen sehr rasch ernüchtert waren, und es ist auch allgemein bekannt, daß die meisten Männer des 20. Juli, die mit ihrem Leben für die Verschwörung gegen Hitler bezahlten, irgendwann mit dem System verbunden gewesen waren. Ich bin immer noch der Ansicht, daß diese frühe moralische Desintegration der deutschen Gesellschaft, die für einen Außenstehenden kaum erkennbar war, eine Art Generalprobe für den völligen Zusammenbruch dieser Gesellschaft darstellte, der dann während der Kriegsjahre sich ereignen sollte.

Ich habe Sie nicht deshalb auf diese persönlichen Einzelheiten aufmerksam gemacht, damit ich mir den Vorwurf der Überheblichkeit einhandle, der an der Sache vorbeiginge, sondern wegen des in meinem Fall eher berechtigten Zweifels, ob Menschen mit einer so geringen begrifflichen Vorbereitung auf moralische Fragen überhaupt dazu in der Lage sind, sich mit diesen auseinanderzusetzen. Wir mußten alles von Anfang lernen, wir befanden uns gewissermaßen im Naturzustand, das heißt, uns standen keine Kategorien und allgemeinen Regeln zur Verfügung, in die wir unsere Erfahrungen hätten einordnen können. Wenn man jedoch einen Blick auf die andere Seite der Barrikade wirft, so findet man dort all jene, die in Fragen der Moral voll ausgebildet waren und darauf auch allergrößten Wert gelegt hatten; sie erwiesen sich nicht nur als unfähig, irgendetwas zu lernen, sondern schlimmer, sie gaben Versuchungen am allerleichtesten nach, sie bewiesen durch ihre Anwendung traditioneller Begriffe und Maßstäbe während wie nach der Tat auf höchst überzeugende Weise, wie unangemessen diese Wertmaßstäbe geworden waren, wie wenig sie eigentlich, worauf ich noch zurückkommen werde, zur Anwendung in Situationen, wie sie dann wirklich eintraten, entwickelt und gemeint gewesen waren. Je mehr man sich mit

diesen Dingen auseinandersetzt, desto klarer wird meiner Ansicht nach, daß wir uns hier wirklich in einer Art Zwickmühle befinden.

An dieser Stelle möchte ich nur ein Beispiel für die vertrackte Situation geben, in der wir uns befinden: Es geht ja immer auch um die Frage der rechtmäßigen Bestrafung. Und die Bestrafung eines Verbrechens wird gewöhnlich mit einem der folgenden Argumente gerechtfertigt - mit dem Bedürfnis der Gesellschaft, sich gegen Verbrechen zu schützen, mit der Besserung des Verbrechers, mit dem warnenden Beispiel, das potentielle Verbrecher abschrecken soll und schließlich mit dem Gedanken der ausgleichenden Gerechtigkeit. Wenn Sie einen Augenblick lang nachdenken, dann werden Sie zu der Einsicht gelangen, daß keiner dieser Gründe zutrifft, wenn es um die Bestrafung von Kriegsverbrechern geht: Diese Leute waren nämlich keine gewöhnlichen Verbrecher, und man kann durchaus unterstellen, daß keiner von ihnen weitere Verbrechen begehen wird; die Gesellschaft muß sich nicht vor ihnen schützen. Daß sie durch Gefängnisstrafen gebessert werden können, ist noch weniger wahrscheinlich als im Fall von gewöhnlichen Kriminellen. Und was die Möglichkeit betrifft, derartige Verbrecher in Zukunft abzuschrecken, so gibt es auch hier kaum den Hauch einer Chance, wenn man die außergewöhnlichen Umstände bedenkt, unter denen diese Verbrechen begangen wurden oder künftig begangen werden könnten.

Selbst der Begriff der Vergeltung, das einzige nicht auf den Nutzen gerichtete Argument für die rechtmäßige Bestrafung, das deshalb auch nicht im Einklang mit gegenwärtigem Rechtsdenken steht, läßt sich, wenn man das Ausmaß des Verbrechens bedenkt, kaum anwenden. Doch auch wenn keiner der Strafgründe, auf die wir uns gewöhnlich berufen, hier gilt, unser Gerechtigkeitssinn fände es unerträglich, auf eine Bestrafung zu verzichten und jene, die Tausende und Hunderttausende umgebracht haben, ungeschoren davonkommen zu lassen. Wenn es sich hierbei nur um das Verlangen nach Rache handelte, das wäre lächerlich, ganz abgesehen von der Tatsache, daß Gesetz und Strafe auf Erden entstanden sind, um den endlosen Teufelskreis der Rache zu durchbrechen. Da stehen wir nun, richten und verlangen eine Strafe, die mit unserem Gerechtigkeitssinn übereinstimmt, während andrerseits uns eben dieser Gerechtigkeitssinn mitteilt, daß alle unsere früheren Vorstellungen über die Strafe sowie die Gründe, mit denen wir sie gerechtfertigt haben, zusammengebrochen sind.

Um zu meinen persönlichen Überlegungen zurückzukehren: Wer also wäre geeignet, solche Fragen zu erörtern? Jene etwa, die über Werte und Normen verfügen, die nicht zur Erfahrung passen, oder jene, die auf nichts anderes als auf ihre Erfahrung zurückgreifen können, auf eine Erfahrung überdies, die nicht mit überkommenen Vorstellungen zu fassen ist ? Wie kann man denken, und wie kann man, was in unserem Zusammenhang noch viel wichtiger ist, urteilen, ohne sich an vorgegebene Normen und allgemeine Maßregeln zu halten, welchen man die konkreten Fälle und Beispiele der Erfahrung unterordnen kann? Oder anders gesagt: Was geschieht mit der menschlichen Urteilskraft, wenn sie auf Ereignisse trifft, die den Zusammenbruch aller gewohnten Werte vorexerzieren, auf Ereignisse, die gewissermaßen in den allgemeinen Regeln nicht vorgesehen sind - nicht einmal als Ausnahme von diesen Regeln?

Einer gültigen Antwort auf diese Frage müßte eine Analyse des immer noch sehr geheimnisvollen Wesens des menschlichen Urteilsvermögens vorausgehen, seiner Möglichkeiten und seiner Grenzen. Denn nur wenn wir voraussetzen, daß der Mensch über eine Fähigkeit verfügt, die es ihm erlaubt, rational zu urteilen, ohne sich dabei von Gefühlen oder dem Eigeninteresse hinwegtragen zu lassen, über eine Fähigkeit, die gleichwohl spontan sich äußert, das heißt, die nicht an Werte und Regeln gebunden ist, sondern im Gegenteil vermittels der Urteilskraft selbst ihre eigenen Prinzipien schafft - allein unter dieser Annahme besteht einige Hoffnung, daß wir festen Halt finden, wenn wir es wagen, uns auf diesen sehr unsicheren moralischen Boden zu begeben.

Ich habe noch einmal Glück gehabt, denn das Thema des heutigen Abends verlangt von mir keine Philosophie des Urteilens. Doch selbst der eingeschränkte Zugang zum Problem der Moral und ihrer Grundlagen macht die Klärung einer allgemeinen Frage wie auch einige Unterscheidungen nötig, die, so fürchte ich, nicht allgemein akzeptiert werden. Die allgemeine Frage betrifft den ersten Teil des Titels - die persönliche Verantwortung.

Persönliche Verantwortung muß man von politischer Verantwortung unterscheiden. Jede Regierung übernimmt die politische Verantwortung für die Taten und die Untaten ihrer Vorgängerin, und jede Nation übernimmt die Verantwortung für die Taten und Untaten der Vergangenheit. Als Napoleon nach der Revolution in Frankreich die Macht ergriff und sagte: »Ich werde die Verantwortung für alles, was Frankreich von Ludwig dem Heiligen an bis zum Komitee für Öffentliche Sicherheit getan hat, übernehmen« - da hat er nur etwas emphatisch eine der Grundtatsachen allen politischen Lebens festgestellt. Und was die Nation angeht, so ist offenkundig, daß jede Generation, indem sie in ein geschichtliches Kontinuum hineingeboren wird, genau so an den Sünden der Väter trägt, wie sie mit den Taten ihrer Vorfahren gesegnet ist. Wer politische Verantwortung übernimmt, kommt irgendwann an den Punkt, an dem er sagt:

»Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram,

daß ich zur Welt, sie einzurichten kam!«

(Shakespeare, Hamlet I/5)

Die Zeiten wieder ins Lot zu bringen bedeutet, die Welt zu erneuern, und dies können wir deshalb tun, weil wir alle irgendwann als Neuankömmlinge in einer Welt eintreffen, die vor uns da war und nach uns da sein wird, wenn wir gegangen sein und deren Bürde unseren Nachfahren hinterlassen haben werden. Aber nicht mit dieser Form von Verantwortung möchte ich mich hier auseinandersetzen. Genau betrachtet ist es nicht persönlich, sondern metaphorisch gemeint, wenn wir sagen, daß wir uns wegen der Sünden unserer Väter, unseres Volkes oder der Menschheit, kurz, wegen Taten, die wir nicht begangen haben, schuldig *fühlen*.

Moralisch gesehen ist es ebenso falsch, sich schuldig zu fühlen, ohne etwas Bestimmtes angerichtet zu haben, wie sich schuldlos zu fühlen, wenn man tatsächlich etwas begangen hat. Ich habe es immer für den Inbegriff moralischer Verwirrung gehalten, daß sich im Deutschland der Nachkriegszeit diejenigen, die völlig frei von Schuld waren, gegenseitig und aller Welt versicherten, wie schuldig sie sich fühlten, wohingegen nur wenige der Verbrecher bereit waren, auch nur die geringste Spur von Reue zu zeigen. Und als wir während der in Deutschland über die Verlängerung der Verjährungsfrist für Naziverbrechen geführten Debatte hörten, wie der Justizminister sich gegen eine solche Verlängerung mit dem Argument wandte, daß dann, wenn man weiterhin eifrig nach jenen fahnde, die in Deutschland als die »Mörder unter uns« bezeichnet werden, nur eine moralische Selbstzufriedenheit unter jenen entstünde, die keine Mörder seien (vgl. »Der Spiegel« 5/1965, S.23), das heißt bei denjenigen, die unschuldig sind, da sahen wir sofort, wie gefährlich diese moralische Verwirrung werden kann.

Vor einigen Jahren löste der Vollzug der Todesstrafe im Fall Eichmann weithin Widerspruch aus: Durch die Vollstreckung könne das Gewissen der Durchschnittsdeutschen beruhigt werden, oder das Todesurteil habe »als Sühne für die von vielen jungen Menschen in Deutschland empfundene Schuld gedient« (Martin Buber). Nun, wenn junge Menschen in Deutschland, die viel zu jung sind, um irgendetwas angerichtet zu haben, sich schuldig fühlen, dann haben sie entweder unrecht, sie sind verwirrt, oder sie betreiben intellektuelle Spielchen. So etwas wie kollektive Schuld oder kollektive Unschuld gibt es nicht; der Schuldbegriff macht nur Sinn, wenn er auf Individuen angewendet wird.

Während der Auseinandersetzungen über den Eichmann-Prozeß sind diese vergleichsweise einfachen Dinge etwas komplizierter geworden durch die Theorie des Rädchens im Getriebe, wie ich das nennen möchte. Wenn man ein politisches System beschreibt, wie es funktioniert, welche Beziehungen zwischen den verschiedenen Staatsorganen bestehen und wie die riesigen bürokratischen Apparate arbeiten, dann muß man notwendigerweise von all den Personen sprechen, die das System als Funktionäre benutzt, also von Rädchen und Schräubchen aller Art, ohne welche die Verwaltung nicht in Gang gehalten werden kann. Jedes dieser Rädchen, also jede Person, muß ersetzt werden können, ohne daß das System geändert wird; dies ist eine Voraussetzung, die allen bürokratischen Systemen, dem ganzen öffentlichen Dienst und eigentlich jeder behördlichen Tätigkeit zugrunde liegt. So sieht die politische Wissenschaft diese Dinge, und wenn man in ihrem Bezugssystem anklagt, besser gesagt: bewertet, dann spricht man von guten und schlechten Systemen, und hierbei sind unsere Kriterien die Freiheit oder das Glück oder der Grad der politischen Beteiligung der Bürger; die Frage nach der persönlichen Verantwortung derer, die das ganze in Betrieb halten, ist dabei von ganz untergeordneter Bedeutung.

Hier stimmt in der Tat, was die Angeklagten in den Nachkriegsprozessen zu ihrer Entschuldigung vorbringen wollten: »Wenn ich es nicht getan hätte, dann eben jemand anders.« Denn in einer Diktatur, erst recht in einer totalitären Diktatur, ist selbst die vergleichsweise geringe Anzahl von Entscheidungsträgern, die man bei normalen Regierungsformen immer noch benennen kann, auf die Zahl Eins zusammengeschrumpft, wohingegen alle Institutionen und Körperschaften, welche Exekutiventscheidungen entweder kontrollieren oder ratifizieren sollen, abgeschafft worden sind. Im Dritten Reich jedenfalls gab es nur einen Mann, der Entscheidungen fällen konnte und dies auch tat und von daher politisch voll verantwortlich war - und das war Hitler, der deshalb einmal ganz korrekt und ohne jeden Anflug von Größenwahn sich selbst als den einzigen unersetzlichen Menschen in Deutschland beschrieb. Jeder andere, von ganz oben bis ganz unten, der irgendetwas mit öffentlichen Angelegenheiten zu tun hatte, war tatsächlich ein Rädchen, ob ihm das bewußt war oder nicht. Bedeutete dies, daß niemand anders zur Verantwortung gezogen werden konnte?

Als ich dem Eichmann-Prozeß in Jerusalem beiwohnte, spürte ich, daß der große Vorteil eines Gerichtsverfahrens darin bestand, daß in diesem Rahmen das ganze Gerede vom Rädchen im Getriebe unsinnig ist und man gezwungen wird, alle diese Fragen von einem anderen Blickwinkel aus zu betrachten. Es war natürlich vorauszusehen, daß die Verteidigung in dem Sinne argumentieren würde, Eichmann sei bloß ein kleines Rädchen gewesen - daß der Angeklagte so dachte, war wahrscheinlich, und in gewissem Maße tat er das dann auch, während der Versuch der Anklage, aus ihm das größte Rad aller Zeiten, schlimmer und wichtiger als Hitler zu machen, kurios war, das hatte man nicht erwartet. Die Richter taten, was richtig und angemessen war: Sie verwarfen diese Auffassung ohne Wenn und Aber - und ich nebenbei gesagt auch. Denn in einem Gerichtssaal, bemühten sich die Richter klarzustellen, wird keinem System, nicht der Geschichte, keiner historischen Tendenz, keinem »Ismus«, wie zum Beispiel dem Antisemitismus, sondern einer Person der Prozeß gemacht. Und wenn der Angeklagte zufälligerweise ein Funktionär ist, dann wird er genau deshalb angeklagt, weil ein Funktionär immer noch ein menschliches Wesen ist, und allein in dieser Eigenschaft steht er vor Gericht.

Es ist offenkundig, daß die großen Verbrechen in den meisten kriminellen Organisationen eigentlich von kleinen Rädchen begangen werden, und man könnte sogar sagen, daß eines der Merkmale des organisierten Verbrechens im Dritten Reich darin bestand, daß es von allen seinen Dienern und nicht nur von den unteren Rängen einen handfesten Beweis ihrer kriminellen Mittäterschaft verlangte. Folglich lautete die Frage des Gerichts an den Angeklagten: »Haben Sie als das und das, als ein Individuum mit Namen, Geburtsdatum und Geburtsort, also identifizierbar und nicht austauschbar, das Verbrechen, dessen Sie angeklagt sind, begangen, und wenn ja, warum?« Wenn der Angeklagte antwortet: »Das war nicht ich, der das getan hat, ich hatte weder den Willen, noch die Kraft, irgendetwas aus eigener Initiative heraus zu tun, ich war bloß ein Rädchen im Getriebe und austauschbar, jeder andere an meiner Stelle hätte das gemacht; daß ich hier vor Gericht stehe, ist ein Zufall«, dann wird diese Auskunft als unerheblich abgetan. Wenn man dem Angeklagten erlaubte, sich als Vertreter eines Systems schuldig oder nicht schuldig zu bekennen, würde aus ihm in der Tat ein »Sündenbock«. (Eichmann selbst wünschte, ein Sündenbock zu werden - er schlug vor, sich selbst öffentlich aufzuhängen und alle »Sünden« auf sich zu nehmen. Das Gericht verweigerte ihm diese letzte Gelegenheit, erhebende Gefühle zur Schau zu stellen).

In jedem bürokratischen System gehört das Verschieben von Verantwortung zur täglichen Routine, und wenn man Bürokratie aus der Sicht der politischen Wissenschaft als eine Herrschaftsform definieren möchte, dann handelt es sich dabei um die Herrschaft der Büros, im Gegensatz zur Herrschaft eines einzigen oder einiger oder vieler; Bürokratie ist die Herrschaft des Niemand und aus eben diesem Grund vielleicht die unmenschlichste und grausamste Herrschaftsform. Doch im Gerichtssaal helfen solche Definitionen nicht weiter. Denn auf die Antwort hin: »Nicht ich, sondern das System, in dem ich ein Rädchen war, hat es gemacht«, wird sofort die nächste Frage gestellt: »Und warum, bittesehr, wurden Sie ein Rädchen oder blieben Sie es unter derartigen Umständen?« Wenn der Angeklagte die Verantwortung auf andere abschieben möchte, dann zieht er andere Personen mit hinein, dann muß er Namen nennen, und diese Personen tauchen dann als mögliche Mitangeklagte auf, sie erscheinen nicht als die Verkörperung irgendeiner bürokratischen oder einer anderen Notwendigkeit.

Der Eichmann-Prozeß wäre wie alle diese Prozesse völlig uninteressant gewesen, wenn er nicht das Rädchen oder den Sachbearbeiter des Referats IV B 4 im Reichssicherheits-Hauptamt in einen Menschen verwandelt hätte. Nur weil dieser Schritt mit Prozeßbeginn bereits vollzogen war, konnte die Frage der persönlichen Verantwortung und deshalb auch die der juristischen Schuld überhaupt entstehen. Und selbst diese Rückverwandlung eines Rädchens in einen Menschen bedeutet nicht, daß etwas wie das bloße Funktionieren vor Gericht verhandelt wurde, daß also nicht die Tatsache, daß Systeme Menschen in Zahnräder verwandeln - und totalitäre Systeme dies noch mehr tun als andere - zur Verhandlung anstand. Diese Interpretation wäre nur ein weiterer Versuch gewesen, sich den strikten Begrenzungen eines Gerichtsverfahrens zu entziehen.

Auch wenn die Verfahrensvorschriften bei Gericht oder die Frage der persönlichen Verantwortung unter der Diktatur es nicht zulassen können, daß die Verantwortung von den Menschen auf das System verlagert wird, kann man doch das System nicht völlig außer acht lassen. Es zählt, sowohl in juristischer wie auch in moralischer Hinsicht, zu den Umständen, unter denen eine Tat begangen wird - nämlich ungefähr so, wie man die Verhältnisse von sozial benachteiligten Personen als mildernde Umstände für in ihrem Milieu begangene Verbrechen in Rechnung stellt, doch nicht entschuldigt.

Und aus diesem Grund komme ich nun zum zweiten Teil meines Titels - zur Diktatur. Hier muß ich Sie erst mit einigen Unterscheidungen belästigen, die uns dabei helfen sollen, die angesprochenen Umstände zu verstehen. Totalitäre Herrschaftsformen und gewöhnliche Diktaturen sind nicht dasselbe, und das meiste, was ich hier zu sagen habe, bezieht sich nur auf totalitäre Herrschaft. Diktatur in der alten römischen Bedeutung des Wortes bezeichnete immer eine Notstandsmaßnahme verfassungsmäßiger und gesetzesförmiger Herrschaft, sie war zeitlich und machtmäßig immer strikt begrenzt; wir wissen noch sehr gut Bescheid, wenn in Katastrophengebieten oder zu Kriegszeiten der Ausnahmezustand oder Kriegsrecht verkündet wurde.

Wir kennen außerdem moderne Diktaturen als neue Formen der Herrschaft, in denen entweder das Militär die Macht übernimmt, die zivile Regierung abschafft und die Bürger ihrer zivilen und politischen Freiheiten beraubt, oder bei denen sich eine Partei des Staatsapparates auf Kosten aller anderen Parteien bemächtigt und es daher auch keinerlei organisierte politische Opposition mehr gibt. Beide Herrschaftstypen bedeuten das Ende der politischen Freiheit, doch das Privatleben und die unpolitischen Betätigungen werden nicht notwendigerweise davon berührt. Es stimmt, daß diese Regimes politische Gegner gewöhnlich mit großer Rücksichtslosigkeit verfolgen, und sie sind meilenweit davon entfernt, als verfassungsmäßige Herrschaft in unserem Sinne zu gelten - verfassungsmäßige Herrschaft ist ohne die Verankerung des Rechts auf Opposition nicht denkbar -, doch diese Systeme sind nicht kriminell im eigentlichen Sinn; und wenn sie Verbrechen begehen, dann sind diese gegen erklärte Feinde des Regimes, das sich an der Macht befindet, gerichtet. Doch die Verbrechen totalitärer Herrschaft betrafen Menschen, die selbst vom Standpunkt der Partei an der Macht aus gesehen »unschuldig« waren. Mit genau der Begründung, es handle sich um ganz gewöhnliche Verbrechen, haben die meisten Länder nach dem Krieg eine Vereinbarung unterzeichnet, derzufolge diejenigen, die aus Nazideutschland entkommen konnten, nicht den Status eines politischen Flüchtlings erhielten.

Außerdem erstreckt sich totale Herrschaft auf alle Bereiche des Lebens, nicht nur auf den politischen. Die totalitäre Gesellschaft ist tatsächlich monolithisch; alle öffentlichen Äußerungen kultureller, künstlerischer oder wissenschaftlicher Art, alle Organisationen wie Wohlfahrt, Sport und Unterhaltung sind gleichgeschaltet. In allen Büros und in der Tat in allen Jobs, die irgendwie von öffentlichem Belang sind - von Werbeagenturen bis zum Gerichtswesen, vom Schauspieler bis zum Sportjournalisten, von der Grund- und Hauptschule bis zu den Universitäten und Gelehrtengesellschaften , wird verlangt, daß man die herrschenden Prinzipien vorbehaltlos akzeptiert. Jeder, der überhaupt am öffentlichen Leben teilnimmt, ganz egal ob er Parteimitglied ist oder den Eliteformationen des Regimes angehört, ist auf die eine oder andere Weise in die Taten des Regimes als Ganzes verwickelt.

Was die Gerichte in all diesen Nachkriegsprozessen verlangten ist, daß sich die Angeklagten nicht hätten an Verbrechen beteiligen dürfen, die von ihrer Regierung legalisiert wurden; und wenn man diese Nichtteilnahme als juristischen Maßstab für Recht und Unrecht einführt, dann wirft dies beträchtliche Probleme gerade im Hinblick auf die Frage der Verantwortung auf. Denn in Wahrheit war es so, daß nur diejenigen, die sich völlig vom öffentlichen Leben zurückzogen und jede Art von politischer Verantwortung ablehnten, es vermeiden konnten, in politische Verbrechen verwickelt zu werden - das heißt, sie konnten juristischer und moralischer Verantwortung aus dem Weg gehen.

Seit der Niederlage Nazi-Deutschlands wird eine hitzige Debatte über moralische Fragen geführt. Und bei der Enthüllung der beispiellosen Mittäterschaft aller Schichten der offiziellen Gesellschaft an den Verbrechen, das heißt bei der Aufdeckung des vollständigen Zusammenbruchs der gängigen moralischen Maßstäbe, wurde das nachfolgende Argument in endlosen Variationen vorgebracht: »Wir, die wir heute schuldig erscheinen, sind in Wirklichkeit diejenigen, die ausgehalten haben, um Schlimmeres zu verhindern; nur diejenigen, die dabeigeblieben sind, hatten die Möglichkeit, mäßigend einzuwirken und zumindest einigen Menschen zu helfen; wir zollten dem Teufel Tribut, ohne ihm jedoch unsere Seele zu verkaufen, während jene, die nichts taten, sich vor jeder Verantwortung drückten und nur an sich und an die Rettung ihres Seelenheils dachten.«

Dies Argument hätte politisch einleuchten können, wenn gleich am Anfang ein Sturz des Hitlerregimes durchgeführt oder zumindest der Versuch dazu unternommen worden wäre. Denn ein totalitäres Regime kann nur von innen gestürzt werden - nicht durch eine Revolution, sondern durch einen Staatsstreich; es sei denn, es wird in einem Krieg besiegt. (Man kann annehmen, daß irgendetwas dieser Art in der Sowjetunion entweder kurz vor oder unmittelbar nach Stalins Tod geschehen ist; der Wendepunkt, an dem ein ausgesprochen totalitäres System in eine Einparteiendiktatur oder eine Tyrannei überging, kam wahrscheinlich mit der Liquidation Berias, des Chefs der Geheimpolizei). Aber die Leute, die solche Argumente im Mund führen, waren überhaupt keine Verschwörer, nicht einmal in Gedanken. Bei ihnen handelt es sich in der Regel um jene Beamten, ohne deren Fachkenntnisse weder das Hitlerregime noch die Adenauerregierung hätten fortbestehen können. Hitler hatte sie von der Weimarer Republik geerbt, die sie ihrerseits ohne große Schwierigkeit vom kaiserlichen Deutschland übernommen hatte, genauso wie Adenauer sie von Hitler-Deutschland übernehmen sollte.

Im Unterschied zur juristischen Verantwortlichkeit stellt sich die Frage der persönlichen Verantwortung nur für jene, die keine überzeugten Anhänger des Regimes waren; daß andrerseits die Überzeugungstäter sich nicht schuldig, sondern nur besiegt fühlen würden, war klar - es sei denn, sie änderten ihre Auffassung und bereuten. Aber selbst dieser einfache Sachverhalt ist völlig durcheinandergeraten, denn als schließlich der Tag der Abrechnung kam, stellte sich heraus, daß es keine überzeugten Anhänger gegeben hatte, zumindest was das verbrecherische Programm anbelangt, dessentwegen sie nun vor Gericht standen. Und das Ärgerliche daran ist, daß es sich, auch wenn es gelogen war, doch nicht einfach um eine glatte Lüge handelte. Denn so wie es diesen politisch neutralen Menschen, die zwar keine Nazis waren, aber mit ihnen zusammenarbeiteten, im Anfangsstadium gegangen war, so ging es den Parteimitgliedern und selbst den Eliteformationen der SS in der Endphase.

Es gab im Dritten Reich nur wenige Menschen, die die späteren Verbrechen des Regimes aus vollem Herzen bejahten, dafür aber eine große Zahl, die absolut bereit waren, sie dennoch auszuführen. Und nun behauptet jeder einzelne, egal welchen Posten er hatte und was er tat, daß diejenigen, die unter irgendeinem Vorwand sich ins Privatleben zurückgezogen hatten, sich damit auf billige Weise vor der Verantwortung gedrückt hätten. Es sei denn, sie hätten ihre private Stellung als Deckung für eine aktive Opposition genutzt - eine Alternative, die man getrost vernachlässigen kann, denn offenkundig ist es nicht jedermanns Sache, ein Heiliger oder ein Held zu sein. Doch persönliche oder moralische Verantwortung ist jedermanns Sache, und da war es, wie gesagt wurde, »verantwortlicher«, in seinem Job auszuharren, egal unter welchen Bedingungen oder mit welchen Konsequenzen.

Bei ihrer moralischen Rechtfertigung hat vornehmlich das Argument des kleineren Übels eine Rolle gespielt. Wenn man mit zwei Übeln konfrontiert werde, so lautet das Argument, dann sei man verpflichtet, das kleinere von beiden zu wählen, wohingegen es unverantwortlich sei, die Wahl rundweg abzulehnen. Jene, die den moralischen Trugschluß dieses Arguments anprangern, werden gewöhnlich eines keimfreien Moralismus bezichtigt, der im politischen Geschäft nichts zu suchen habe; sie seien nicht bereit, sich die Hände schmutzig zu machen. Und man muß zugeben, daß es in der Frage des kleineren Übels nicht so sehr auf politische oder moralphilosophische Überlegungen ankam (mit der einzigen Ausnahme

von Kant, der aus eben diesem Grunde häufig des moralischen Rigorismus beschuldigt wird), sondern daß es gerade oft religiöses Denken war, das auf absolut unzweideutige Weise jeden Kompromiß mit dem kleineren Übel zurückgewiesen hat. So steht, wie mir neulich bei einer Diskussion dieser Fragen gesagt wurde, etwa im Talmud: »Wenn man von Euch verlangt, für die Sicherheit der Gemeinschaft einen Mann zu opfern, so liefert ihn nicht aus. Wenn man von Euch verlangt, eine Frau auszuliefern, die zur Rettung aller anderen Frauen geschändet werden soll, dann laßt nicht zu, daß sie geschändet wird.« Und in derselben Art, die zudem noch deutlich an die Politik des Vatikans im letzten Krieg erinnerte, schrieb Papst Johannes XXIII. unter dem Stichwort »Praxis und Klugheit« über das Verhalten von Papst und Bischof: »Sie müssen sich davor in acht nehmen... , sich in irgendeiner Weise mit dem Bösen in der Hoffnung einzulassen, daß dadurch irgendjemandem geholfen werden könne.«

Politisch betrachtet bestand die Schwäche des hier zur Debatte stehenden Arguments schon immer darin, daß diejenigen, die das kleinere Übel wählen, rasch vergessen, daß sie sich *für* ein Übel entscheiden. Da das Übel des Dritten Reiches schließlich so ungeheuerlich wurde, daß man es beim besten Willen nicht mehr als ein »kleineres Übel« bezeichnen konnte, hätte man annehmen können, daß diese Argumentation nun ein für allemal zusammengebrochen wäre, was erstaunlicherweise nicht der Fall ist. Überdies stellt man bei der Betrachtung totalitärer Herrschaftsmethoden fest, daß das Argument des kleineren Übels nicht nur von jenen ins Feld geführt wird, die nicht zur herrschenden Elite gehören, sondern daß es offensichtlich als integraler Bestandteil zur Terror- und Verbrechensmaschinerie gehört. Die Hinnahme des kleineren Übels wird bewußt dazu benutzt, die Beamten wie auch die Bevölkerung im allgemeinen daran zu gewöhnen, das Übel an sich zu akzeptieren.

Um nur eines von vielen Beispielen zu geben: Der Vernichtung der Juden ging eine schrittweise Abfolge antijüdischer Maßnahmen voraus, die im Einzelfall gebilligt wurden, weil die Weigerung, daran mitzuwirken, alles verschlimmert hätte - bis eine Stufe erreicht war, daß Schlimmeres überhaupt nicht mehr passieren konnte. Die Tatsache, daß in diesem letzten Stadium das Argument des kleineren Übels nicht über Bord geworfen wurde und daß es selbst heute noch fortlebt, nachdem dessen Irrtum so klar auf der Hand liegt, ist erstaunlich genug. (In der Diskussion über Hochhuths Theaterstück war wieder zu hören, daß ein wie auch immer gearteter Protest von seiten des Vatikans alles nur noch schlimmer gemacht hätte.)

Wir sehen daran, wie sich der menschliche Verstand dagegen sperrt, den Tatsachen, die seinem Bezugssystem auf die eine oder andere Weise völlig widersprechen, ins Auge zu sehen. Leider scheint es viel einfacher zu sein, menschliches Verhalten zu konditionieren und Menschen dazu zu bringen, sich auf eine völlig unvorhergesehene und entsetzliche Weise aufzuführen, als irgendjemanden davon zu überzeugen, aus der Erfahrung zu lernen, das heißt mit Denken und Urteilen zu beginnen, anstatt Kategorien und Formeln anzuwenden, die zwar tief in unserem Denken verankert sind, deren Erfahrungsgrundlage aber längst vergessen ist und deren Plausibilität eher auf ihrer logischen Stimmigkeit beruht als darauf, daß sie tatsächlichen Ereignissen angemessen sind.

Um diese Schwierigkeiten der Urteilsbildung zu erläutern, die auftauchen, wenn man nicht mehr auf allgemein anerkannte Regeln zurückgreifen kann, will ich von den moralischen zu den rechtlichen Maßstäben übergehen, weil diese im allgemeinen besser definiert sind.

In den Kriegsverbrecherprozessen und in der Diskussion über persönliche Verantwortung griffen die Angeklagten und deren Anwälte auf das Argument zurück, daß diese Verbrechen entweder »Hoheitsakte« gewesen oder auf »höheren Befehl« begangen worden seien. Diese beiden Kategorien darf man nicht durcheinanderbringen. Höhere Befehle sind legal, und zwar im Rahmen der Rechtsprechung, selbst wenn sich der Angeklagte dann in der klassischen Zwickmühle des Soldaten wiederfinden sollte, »möglicherweise von einem Kriegsgericht erschossen zu werden, wenn er einem Befehl nicht gehorcht, und von einer Jury und dem Richter zum Tod durch den Strang verurteilt zu werden, wenn er diesen Befehl befolgt« (wie Dicey es in »Law of the Constitution« ausgedrückt hat). Hoheitsakte hingegen sind Handlungen, die im völlig rechtsfreien Raum stattfinden. Dabei handelt es sich, so die Annahme, um souveräne Handlungen, über die niemand zu Gericht sitzen kann.

Die Theorie, die hinter dem Begriff der Staatshandlung steht, besagt, daß souveräne Regierungen unter außergewöhnlichen Umständen gezwungen sein könnten, zu verbrecherischen Mitteln zu greifen, weil ihre Existenz oder ihre Macht auf dem Spiel steht; die Staatsräson, so lautet das Argument, kann nicht durch gesetzliche Beschränkungen oder durch moralische Erwägungen eingeengt werden, diese gelten für den einzelnen Bürger, der innerhalb der Staatsgrenzen lebt, nicht für den Staat, wenn dieser als Ganzes auf dem Spiel steht und die Existenz der Gesamtheit seiner Elemente gefährdet ist. Die Staatshandlung wird in dieser Theorie stillschweigend mit dem »Verbrechen« verglichen, zu dem ein Individuum aus Gründen der Selbstverteidigung gezwungen wird, das heißt mit einer Tat, die aufgrund außergewöhnlicher Umstände, in denen die nackte Existenz bedroht ist, straffrei bleibt.

Dieses Argument ist nicht nur aus dem Grund nicht auf die von totalitären Regierungen und ihren Handlangern begangenen Verbrechen anwendbar, daß diese in keiner Weise durch irgendeine Zwangslage hervorgerufen wurden, denn es spricht im Gegenteil sehr viel dafür, daß zum Beispiel die Nazi-Regierung in der Lage gewesen wäre zu überleben und vielleicht

sogar den Krieg zu gewinnen, wenn sie nicht diese Verbrechen begangen hätte. Theoretisch gesehen kann es sogar von noch größerer Bedeutung sein, daß das Argument der Staatsräson (welches der ganzen Debatte über die Staatshandlungen zugrunde liegt) voraussetzt, daß ein solches Verbrechen im Zusammenhang mit der Legalität begangen wird, daß dadurch also diese Legalität wie die politische Existenz des Landes gewahrt werden soll. Das Gesetz, dem Geltung verschafft werden soll, bedarf politischer Macht, von daher spielt ein Element der Machtpolitik bei der Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung immer eine Rolle. (Ich spreche hier natürlich nur über Taten, die nicht gegen andere Nationen begangen werden, und ich befasse mich hier nicht mit der Frage, ob der Krieg selbst als »Verbrechen gegen den Frieden« definiert werden kann - um die Sprache der Nürnberger Prozesse zu benutzen.)

Weder die politische Theorie der Staatsräson noch die juristische Auffassung der Staatshandlung sah die völlige Verkehrung der Rechtsordnung voraus; im Fall des Hitlerregimes gab es kaum eine Staatshandlung, die, mit normalen Maßstäben gemessen, nicht verbrecherisch war. Folglich waren die verbrecherischen Handlungen, die der Machterhaltung dienen sollten, nicht mehr die Ausnahme von der Regel - (wie etwa, um andere berühmte Verbrechen zu nennen, der Mord an Mateotti im Italien Mussolinis oder die Ermordung des Grafen d'Enghien durch Napoleon), sondern umgekehrt waren gelegentliche nicht-verbrecherische Handlungen, wie beispielsweise der Himmler-Befehl, das Vernichtungsprogramm zu stoppen, Ausnahmen vom geltenden »Recht«, nämlich Zugeständnisse an die bittere Notwendigkeit.

Um für einen Augenblick noch einmal zum Unterschied von totalitären Regierungen und anderen Dikaturen zurückzukehren: Es ist genau die relative Seltenheit ausgesprochener Verbrechen, welche den Unterschied von faschistischen Diktaturen und voll entwickelter totalitärer Herrschaft markiert; wobei natürlich stimmt, daß von faschistischen oder Militärdiktaturen mehr Verbrechen begangen werden, als man sich unter einer verfassungsmäßigen Regierung überhaupt vorstellen könnte. Worauf es in unserem Zusammenhang ankommt, ist nur der Umstand, daß diese Verbrechen immer noch klar als Ausnahmen erkennbar sind und daß das Regime sie nicht offen zugibt.

Ähnlich unangemessen ist der Begriff des »Handelns auf höheren Befehl« oder das Gegenargument der Richter, daß die Berufung darauf nicht von der Verantwortung befreie. Vorausgesetzt wird dabei, daß Befehle normalerweise nicht verbrecherisch sind und daß aus eben diesem Grund von den Untergebenen erwartet werden kann, den verbrecherischen Charakter eines Befehls zu erkennen, wie etwa im Fall eines plötzlich verrückt gewordenen Offiziers, der die Erschießung anderer Offiziere anordnet, oder wenn beispielsweise Kriegsgefangene mißhandelt oder getötet werden sollen. Juristisch gesehen muß der Befehl, den man verweigert, »offenkundig unrechtmäßig« sein; die Rechtswidrigkeit »muß wie eine schwarze Fahne über dem erteilten Befehl wehen, wie ein Warnungszeichen, welches besagt 'Verboten'«. Mit anderen Worten: Für die betreffende Person, die zu entscheiden hat, ob sie gehorcht oder nicht, muß der Befehl eindeutig als Ausnahme gekennzeichnet sein, und das Problem besteht darin, daß in totalitären Regimes und insbesondere in den letzten Jahren des Hitlerregimes diese Ausnahmeregelung sich eindeutig auf nicht-verbrecherische Befehle bezog. Bei Eichmann, der sich entschieden hatte, immer ein gesetzestreuer Bürger des Dritten Reiches zu sein, sah es deshalb so aus, daß die »schwarze Fahne offenkundiger Rechtswidrigkeit« über jenen späten Himmler-Befehlen im Herbst 1944 wehte, mit welchen die Deportationen gestoppt und die Einrichtungen der Todesfabriken demontiert wurden.

Die von mir zitierte Formulierung stammt aus dem Urteilstext eines israelischen Militärgerichts, das sich mehr als die meisten Gerichtshöfe der Welt der Schwierigkeiten bewußt war, die vor dem Hintergrund der absolut verbrecherischen, aber sozusagen legalen Ordnung Hitlerdeutschlands dem Wort »Rechtmäßigkeit« innenwohnen. Das Gericht ging bei der Urteilsbegründung deshalb über die übliche Phrase vom »tief in jedem Menschen verwurzelten Rechtsgefühl« hinaus, »das jeder in sich verspürt, auch wenn er mit den Gesetzbüchern nicht vertraut ist«, und sprach von einer »ins Auge springenden und das Herz empörenden Unrechtmäßigkeit, vorausgesetzt, das Auge ist nicht blind und das Herz nicht versteinert und verdorben« - was alles ganz schön ist, aber, so fürchte ich, nichts taugt, wenn es wirklich darauf ankommt. Denn in diesen Fällen waren die Männer, die Unrecht begingen, mit Geist und Buchstaben der Gesetze des Landes, in dem sie lebten, vertraut, und wenn man sie heute zur Verantwortung zieht, dann verlangt man von ihnen, daß ein in ihrem Innersten verankertes »Rechtsgefühl« dieser ihnen doch so vertrauten Rechtsordnung *widerspricht*.

Unter solchen Umständen ist wirklich mehr erforderlich als ein Auge, das nicht blind und ein Herz, das nicht versteinert und verdorben ist, wenn man die »Unrechtmäßigkeit« von Handlungen genau erkennen soll. Die Angeklagten in den Kriegsverbre-cherprozessen handelten unter Verhältnissen, in denen jede moralische Tat ungesetzlich und jede rechtmäßige Handlung ein Verbrechen war. Daher setzt die reichlich optimistische Auffassung von der menschlichen Natur, die man so deutlich aus dem Urteilsspruch der Richter in Jerusalem und aus anderen Nachkriegsprozessen heraushört, ein unabhängiges menschliches Vermögen voraus, das weder vom Gesetz noch von der öffentlichen Meinung genährt wird, eine Urteilsfähigkeit, die, wann immer etwas getan oder beabsichtigt wird, von neuem in ungetrübter Spontaneität sich äußert.

Vielleicht besitzen wir wirklich eine solche Fähigkeit, und jeder einzelne von uns handelt jedesmal, wenn er etwas tut, als Gesetzgeber; aber dies meinten die Richter nicht. Alles rhetorische Beiwerk beiseite gelassen, meinten sie eigentlich nur, daß uns ein *Gefühl* für derartige Dinge im Verlauf so vieler Jahrhunderte in Fleisch und Blut übergegangen sei und dieses

Empfinden nun nicht plötzlich verloren gegangen sein könne. Das ist, glaube ich, zweifelhaft angesichts des vorliegenden Beweismaterials und angesichts der Tatsache, daß jahraus, jahrein ein »unrechtmäßiger« Befehl auf den anderen folgte. Keiner dieser Befehle war planlos ergangen, um unzusammenhängende Verbrechen zu verüben, sondern sie dienten, mit äußerster Konsequenz und Sorgfalt ausgeführt, dem Aufbau der sogenannten »Neuordnung«. Und diese Neuordnung war genau das, was das Wort besagte - sie war nicht nur auf grauenhafte Weise neu, sondern vor allem auch eine *Ordnung*.

Die weitverbreitete Ansicht, wir hätten es hier nur mit einer Verbrecherbande zu tun, die sich eben zu allen möglichen Verbrechen verabredet, ist grob irreführend. Es stimmt zwar, daß es eine wachsende Anzahl von Kriminellen in den Eliteorganisationen der Bewegung und eine größere Anzahl von Personen gab, die die Schuld an Greueltaten tragen; diese Greuel hatten jedoch nur am Anfang des Regimes, in den von den Sturmtruppen geleiteten Konzentrationslagern ein klares politisches Ziel - nämlich Furcht zu verbreiten und unter einer Welle unbeschreiblichen Terrors alle Versuche einer organisierten Opposition zu ersticken.

Doch diese Greueltaten waren nicht typisch; viel wichtiger ist, daß, obwohl vieles zugelassen wurde, derlei Tätlichkeiten eigentlich nicht erlaubt waren. Genauso war Stehlen verboten oder die Annahme von Bestechungsgeldern untersagt. Im Gegenteil, und darauf bestand Eichmann immer wieder, lautete die Anweisung: »Unnötige Härten sind zu vermeiden«, und als man während des Polizeiverhörs zu ihm meinte, daß diese Worte doch etwas ironisch klängen, wenn man es mit Menschen zu tun habe, die in ihren sicheren Tod geschickt würden, da hat er nicht einmal verstanden, worüber der Vernehmungsoffizier mit ihm redete. Eichmanns Gewissen kam in Wallung bei der Vorstellung von Grausamkeit, nicht bei dem Gedanken an Mord.

Ebenso irreführend ist die allgemeine Auffassung, wir hätten es hier mit einem Ausbruch des modernen Nihilismus zu tun, denn das nihilistische Credo des 19. Jahrhunderts lautete ja: »Alles ist erlaubt.« Doch die Leichtigkeit, mit der das Gewissen betäubt werden konnte, war zum Teil die direkte Folge des Umstands, daß keineswegs »alles erlaubt« war.

Die moralische Dimension dieser Angelegenheit wird indessen niemals dadurch erfaßt, daß man sie mit der Bezeichnung »Völkermord« belegt oder die Millionen Opfer zählt - die Ausrottung ganzer Völker hat es schon im Altertum und auch im modernen Kolonialismus gegeben , sondern erst dann begreift man den Kern der Sache, wenn man erkennt, daß all dies im Rahmen einer gesetzmäßigen Ordnung geschah, daß der Eckpfeiler dieses »Neuen Rechts« aus dem Gebot bestand »Du sollst töten« - und zwar nicht deinen Feind, sondern un-schuldige Menschen, die nicht einmal gefährlich werden können; und du sollst dies tun, nicht weil es die Not gebietet, sondern im Gegenteil, weil es gegen alle militärischen Überlegungen und auch gegen alle Nützlichkeitserwägungen spricht. Das Tötungsprogramm sollte weder mit dem letzten auf Erden befindlichen Juden beendet werden, noch hatte es etwas mit dem Krieg zu tun, außer daß Hitler glaubte, mit einem Krieg ließen sich die nichtmilitärischen Tötungsmaßnahmen tarnen; in einem noch größenwahnsinnigeren Umfang sollten diese Maßnahmen in Friedenszeiten fortgesetzt werden. Und diese Taten wurden nicht von Gangstern, Monstern oder rasenden Sadisten begangen, sondern von den angesehensten Mitgliedern der ehrenwerten Gesellschaft.

Schließlich muß man sich im klaren darüber sein, daß die Mörder und ihre unmittelbaren Komplizen, auch wenn diese Massenmorde eng mit einer rassistischen oder antisemitischen, jedenfalls einer demographischen Ideologie verknüpft waren, in der Regel nicht an diese ideologischen Rechtfertigungen glaubten; ihnen genügte, daß alles entsprechend dem »Führerwillen« geschah, denn der war Gesetz, und daß alles mit den »Führerworten« übereinstimmte, die doch Gesetzeskraft besaßen.

Wenn es überhaupt noch eines Beweises für das Ausmaß bedurft hätte, in welchem das ganze Volk unabhängig von Parteizugehörigkeit und direkter Beteiligung einfach deshalb an die Neuordnung glaubte, weil sie sich eben vollzog, dann wurde dieser Beweis mit der unglaublichen Bemerkung erbracht, die Eichmanns Verteidiger, der selber nie NSDAP-Mitglied gewesen war, zweimal während des Prozesses in Jerusalem machte: Bei dem, was in Auschwitz und in den anderen Vernichtungslagern geschehen sei, habe es sich um eine »medizinische Angelegenheit« gehandelt. Es war, als ob die Moral sich just im Augenblick ihres Zusammenbruchs innerhalb einer alten, hochzivilisierten Welt unverhüllt in ihrer ursprünglichen Bedeutung offenbarte, nämlich als Kodex ethischer Normen, Sitten und Gebräuche, dessen vollständiger Austausch genau so wenig Probleme bereiten sollte wie der Wandel in den Tischsitten eines ganzen Volkes.

Ich habe mich etwas länger bei dieser Gesamtsituation aufgehalten, denn eine Auseinandersetzung mit der persönlichen Verantwortung in einer derartigen Situation wäre ohne eine einigermaßen genaue Kenntnis des Hintergrundes wenig sinnvoll. Ich möchte nun zwei Fragen aufwerfen.

Erstens, in welcher Hinsicht unterscheiden sich die wenigen, die in ihren jeweiligen Lebensbereichen nicht kollaborierten und es ablehnten, am öffentlichen Leben teilzunehmen, obwohl sie nicht dagegen aufstanden und nicht rebellieren konnten?

Zweitens, wenn wir darin übereinstimmen, daß diejenigen, die dem System auf allen möglichen Ebenen und in allen möglichen Funktionen gedient haben, nicht einfach Monster waren, was hat sie dann zu ihrem Verhalten gebracht, und mit

welcher moralischen - nicht juristischen - Begründung rechtfertigen sie dieses Verhalten nach dem Zusammenbruch der »Neuordnung« und deren neuer Werteskala?

Die Antwort auf die erste Frage ist ziemlich einfach. Diejenigen, die nicht teilnahmen und von der Mehrheit als unverantwortlich bezeichnet wurden, waren die ein-zigen, die es wagten, selber zu urteilen. Zu dieser Urteilsbildung waren sie nicht etwa deshalb in der Lage, weil sie über ein besseres Wertesystem verfügten oder weil die alten Maßstäbe für Recht und Unrecht immer noch fest in ihrem Denken verwurzelt waren. Im Gegenteil, alle unsere Erfahrung lehrt uns, daß es gerade die Angehörigen der ehrenwerten Gesellschaft waren, die vom intellektuellen und moralischen Aufruhr der zwanziger Jahre überhaupt nicht berührt worden waren. Sie waren die ersten, die nachgaben, sie tauschten einfach ein Wertesystem gegen ein anderes aus. Ich würde also sagen, daß diejenigen, die nicht mitmachten, sich deshalb so verhielten, weil ihr Gewissen nicht in dieser sozusagen automatischen Weise funktionierte, und zwar nicht so, als ob wir über eine Reihe von erlernten oder angeborenen Regeln verfügten, die wir immer dann, wenn es sich ergibt, anwenden, so daß jede neue Erfahrung oder jede neue Situation bereits im vorhinein beurteilt ist und wir dann nur das auszuführen brauchen, was uns zuvor schon eigen war oder was wir erlernt haben. Ich glaube, daß diejenigen, die nicht teilnahmen, ein anderes Kriterium hatten: Sie stellten sich die Frage, inwiefern sie mit sich selbst in Frieden leben könnten, wenn sie bestimmte Taten begangen hätten; und sie zogen es vor, nichts zu tun. Nicht weil dadurch die Welt sich zum Besseren verändern würde, sondern weil sie nur unter dieser Bedingung als sie selbst weiterleben konnten. Folglich wählten sie auch den Tod, wenn sie zum Mitmachen gezwungen wurden. Um es ganz kraß auszudrücken: Nicht weil sie das Gebot »Du sollst nicht töten« streng befolgt hätten, lehnten sie es ab zu morden, sondern eher deshalb, weil sie nicht willens waren, mit einem Mörder zusammenzuleben - mit sich selbst.

Die Voraussetzung für diese Art der Urteilsbildung ist keine hoch entwickelte Intelligenz oder ein äußerst differenziertes Moralverständnis, sondern schlicht die Gewohnheit, ausdrücklich mit sich selber zusammenzuleben, das heißt, sich in jenem stillen Zwiegespräch zwischen mir und meinem Selbst zu befinden, welches wir seit Sokrates und Plato gewöhnlich als Denken bezeichnen. Obwohl sie allem Philosophieren zugrunde liegt, ist diese Art des Denkens nicht fachorientiert und handelt nicht von theoretischen Fragen. Die Trennungslinie zwischen denen, die urteilen, und denen, die sich kein Urteil bilden, verläuft quer zu allen sozialen Unterschieden, quer zu allen Unterschieden in Kultur und Bildung.

In dieser Hinsicht kann uns der totale moralische Zusammenbruch der ehrenwerten Gesellschaft während des Hitlerregimes lehren, daß es sich bei denen, auf die unter Umständen Verlaß ist, nicht um jene handelt, denen Werte lieb und teuer sind und die an moralischen Normen und Maßstäben festhalten; man weiß jetzt, daß sich all dies über Nacht ändern kann, und was dann davon noch übrigbleibt, ist die Gewohnheit, an irgendetwas festzuhalten. Viel verläßlicher werden die Zweifler und Skeptiker sein, nicht etwa weil Skeptizismus gut und Zweifel heilsam ist, sondern weil diese Menschen es gewohnt sind, Dinge zu überprüfen und sich ihre eigene Meinung zu bilden. Am allerbesten werden jene sein, die wenigstens eins genau wissen: daß wir, solange wir leben, dazu verdammt sind, mit uns selber zusammenzuleben, was immer auch geschehen mag.

Aber was ist mit dem Vorwurf der Verantwortungslosigkeit, der gegen diese wenigen erhoben wurde, die mit dem, was um sie herum passierte, nichts zu tun haben wollten? Ich glaube, wir sollten zugestehen, daß es extreme Situationen gibt, in denen man Verantwortung für die Welt, die primär ein politisches Gebilde ist, nicht übernehmen kann, weil politische Verantwortung immer zumindest ein Minimum an politischer Macht voraussetzt. Ohnmacht und absolute Machtlosigkeit sind, so glaube ich, eine stichhaltige Entschuldigung. Dies stimmt umso mehr, als offenbar eine bestimmte moralische Eigenschaft erforderlich ist, Machtlosigkeit sich überhaupt einzugestehen, nämlich der gute Wille und die gute Absicht, sich der Realität zu stellen und nicht in Illusionen zu leben. Überdies liegt genau in diesem Eingeständnis der eigenen Ohnmacht begründet, daß man sich sogar noch unter diesen verzweifelten Bedingungen einen Rest von Stärke und selbst noch von Macht erhalten kann.

Dies wird vielleicht klarer werden, wenn wir unsere Aufmerksamkeit nun meiner zweiten Frage zuwenden, nämlich der Frage nach denen, die nicht nur vorsätzlich mitmachten, sondern die es auch für ihre Pflicht hielten, alles zu tun, was verlangt wurde. In ihrer Rechtfertigung unterschieden sie sich von jenen, die bloß mitmachten, indem sie sich auf das kleinere Übel beriefen, oder auf den Zeitgeist, womit sie implizit die menschliche Urteilsfähigkeit leugneten; sie unterschieden sich dabei auch von den erstaunlich wenigen Fällen, bei denen die alles durchdringende Angst, die totalitäre Herrschaft verbreitet, eine Rolle spielte. Das Argument, das vom Nürnberger Prozeß über den Eichmann-Prozeß bis zu den Prozessen in Deutschland vorgebracht wurde, war immer dasselbe: Jede Organisation verlangt Gehorsam gegenüber Vorgesetzten wie auch gegenüber den Gesetzen des Landes. Gehorsam ist eine politische Tugend allererster Ordnung, ohne sie kann kein politisches Gemeinwesen und auch keine andere Organisation überleben.

Dies alles klingt so plausibel, daß es schon einiger Anstrengung bedarf, um den Fehlschluß, der darin liegt, aufzudecken. Die Plausibilität gründet auf der Wahrheit, daß »alle Regierungen«, wie Madison sagt, selbst die autokratischsten, selbst Tyranneien, »auf Zustimmung, auf Konsens« beruhen, und der Trugschluß besteht darin, Zustimmung und Gehorsam gleichzusetzen. Was hier nicht stimmt, ist das Wort »Gehorsam«. Nur ein Kind gehorcht; wenn ein Erwachsener

»gehorcht«, dann unterstützt er in Wirklichkeit die Organisation oder die Autorität oder das Gesetz, die »Gehorsam« verlangen. Wenn wir das Wort »Gehorsam« für all diese Situationen gebrauchen, dann geht dieser Gebrauch auf die uralte politikwissenschaftliche Vorstellung zurück, die uns - seit Plato und Aristoteles - sagt, daß jedes politische Gemeinwesen aus Herrschern und Beherrschten besteht und daß erstere befehlen und letztere gehorchen.

Ich kann mich hier nicht mit den Gründen befassen, warum diese Vorstellungen Eingang in unsere Tradition des politischen Denkens gefunden haben, aber ich möchte doch betonen, daß sie frühere und ich glaube auch genauere Auffassungen von den Beziehungen zwischen den Menschen in der Sphäre des gemeinsamen Handelns ersetzten. Diesen früheren Auffassungen zufolge kann jede Handlung, die von einer Mehrzahl von Menschen ausgeführt wird, in zwei Phasen eingeteilt werden: den Anfang, den ein »Führer« macht, und die Ausführung, an der sich viele beteiligen, um etwas, was dann ein gemeinsames Unternehmen wird, mit Erfolg abzuschließen. Worauf es in diesem Zusammenhang ankommt, ist die Einsicht, daß kein noch so starker Mensch jemals irgendetwas Gutes oder Schlechtes ausführen kann ohne die Hilfe anderer, die das Vorhaben verwirklichen. Was wir hier vor uns haben, ist die Vorstellung einer Egalität, bei der als »Führer« derjenige gilt, der niemals mehr als nur der erste unter seinesgleichen ist, der nur als primus inter pares gilt. Diejenigen, die ihm zu gehorchen scheinen, unterstützen in Wirklichkeit ihn und sein Unternehmen. Ohne derartigen »Gehorsam« wäre er hilflos, wohingegen im Kindergarten oder in der Sklaverei – also in den beiden Sphären, wo die Vorstellung von Gehorsam einen Sinn hatte und von wo sie dann auf politische Angelegenheiten übertragen wurde – das Kind oder der Sklave hilflos werden, wenn sie die »Kooperation« verweigern.

Selbst in einer strikt bürokratischen Organisation mit ihrer festgefügten hierarchischen Ordnung wäre es viel sinnvoller, das Funktionieren der »Rädchen« und der Räder als eine umfassende Unterstützung eines gemeinsamen Unternehmens anzusehen, anstatt wie sonst üblich von Gehorsam gegenüber Vorgesetzten zu sprechen. Wenn ich den Gesetzen des Landes gehorche, dann unterstütze ich in Wirklichkeit dessen Verfassung. Rebellen und Revolutionäre, die nicht mehr gehorchen, weil sie ihr stillschweigendes Einverständnis aufgekündigt haben, machen diesen Sachverhalt ganz offenkundig.

So gesehen sind jene, die nicht am öffentlichen Leben unter einer Diktatur teilgenommen haben, auch diejenigen, die sich geweigert haben, sie zu unterstützen, indem sie jene Orte der »Verantwortung« mieden, wo eine derartige Unterstützung unter Berufung auf Gehorsam gefordert wird. Und wir brauchen uns nur einen Augenblick lang vorzustellen, was mit dieser Art von Regierungen passieren würde, wenn genügend Leute »unverantwortlich« handelten und die Unterstützung verweigerten, sogar ohne aktiven Widerstand oder Aufruhr, um zu sehen, was für eine wirkungsvolle Waffe dies sein könnte. Es handelt sich dabei in der Tat um eine der vielen Varianten gewaltloser Aktion, um Widerstandsformen, die in unserem Jahrhundert entdeckt wurden.

Der Grund also, warum wir diese neuen Verbrecher, die weder Kinder noch Sklaven, sondern erwachsene Menschen waren, dennoch für das, was sie taten, verantwortlich machen, liegt darin, daß es in politischen und moralischen Angelegenheiten so etwas wie Gehorsam nicht gibt. Die einzige Domäne, wo dieses Wort vielleicht Anwendung finden könnte, ist die Religion, der Raum, in welchem die Menschen sagen, daß sie dem Wort oder dem Befehl Gottes gehorchen, weil die Beziehung zwischen Gott und dem Menschen zu recht so gesehen werden kann wie das Verhältnis zwischen einem Erwachsenen und einem Kind.

Folglich sollten diejenigen, die mitmachten und Befehlen gehorchten, nie gefragt werden: »Warum hast Du gehorcht?«, sondern: »Warum hast Du Unterstützung geleistet?« Dieser Austausch von Wörtern ist für jene keine belanglose semantische Spielerei, die den merkwürdigen und mächtigen Einfluß bloßer »Worte« auf das Denken der Menschen kennen, die doch in erster Linie sprechende Wesen sind. Es wäre viel gewonnen, wenn wir das bösartige Wort »Gehorsam« aus dem Vokabular unseres moralischen und politischen Denkens streichen könnten. Wenn wir diese Fragen durchdenken, könnten wir ein gewisses Maß an Selbstvertrauen und sogar Stolz zurückgewinnen, – das, was frühere Zeiten die Würde oder die Ehre, vielleicht nicht der Menschheit, so doch des Menschen, genannt haben.

Konkret 06/91, S. 46

F. W. Bernstein

Eduard Fuchs wird wiederentdeckt

»Ein interessanter, origineller Mann ist Eduard Fuchs...
(Alexandra Kollontai)

Mein dtv-Lexikon kennt ihn nicht. Er hat zu Lebzeiten viel getan, um in Verschiß zu geraten, und die bürgerliche Nachwelt hat bis heut kein Denkmal für ihn übrig, das sonst nötig ist, um den Geehrten (nach Robert Musil) im Meer des Vergessens zu versenken.

Eduard Fuchs, denn dies war sein Name, lebte 1870-1940 in der G.A.Z., der Guten Alten Zeit, doch anders als manche seiner Zeitgenossen, etwa Wilhelm II, hat er sich unter Muff und Plüsch erstaunlich frisch gehalten. Als freier Mitarbeiter an dem, was Prof. Habermas das »Projekt der Moderne« nennt, hatte er es mit der Zukunft zu tun.

Ein Herr aus dem Herrenzimmer der Kaiserzeit stellt ihn in seinen Erinnerungen vor - hö hö!: »Unser Füchslein nun war... wie Füchse nun einmal sind, ein waschechter Roter und seinem schwäbischen Temperament entsprechend sogar ein rabiater Sozialdemokrat, der sich späterhin zum Kommunismus bekehren sollte...«. Vom »Füchslein« schreibt auch Rosa Luxemburg: »er ist ja eigentlich Hans Dampf in allen Gassen«; aber sie konnte sich auf ihn verlassen. Und kleine Füchse zeichnet ihm auch der Freund Max Slevogt, den er wiederum zu verwegenen linksradikalen Zeichnungen verleitete.

Er hat schon vor dem Ersten Weltkrieg eine der bedeutendsten privaten Kunstsammlungen und sicher die größte deutsche Karikaturensammlung, darunter 6000 Lithographien von Daumier. »Die Fülle seiner Dokumentation und die Breite seiner Wirkung gehören zusammen. Beide beglaubigen seine Abkunft von dem bürgerlichen Riesengeschlecht von 1830.« Walter Benjamin meint 1830 in Frankreich und dessen »demokratisches Pathos« mit dieser Ahnentafel, die er 1937 in der Emigration für den Emigranten Fuchs errichtet. Für uns Nachgeborene kommt der fast Vergessene aus jener Epoche der auch nicht gerade kleinen Leute, die mit Postkutsche - na gut: Eisenbahn , Nachtwächter und Sozialistengesetz aufwachsen und im Lauf ihres Lebens Auto, Flugzeug, Film, Funk, Weltkrieg und das Atom mitkriegen, ohne verrückt zu werden, und am Ende den Faschismus. Den hat Fuchs nicht mehr überlebt.

Ulrich Weitz forscht und schreibt schon seit einigen Jahren über Eduard Fuchs. Hat ihn 1988 in das »Lexikon linker Leitfiguren« gebracht - nicht seinetwegen ist dieses Brevier damals arg geschmäht worden. Neu erschienen nun seine »Wiederentdeckung eines fast vergessenen Quer- und Vordenkers der Arbeiterbewegung« (Verlagsprospekt) mit umständlichem Titel: »Eduard Fuchs, Sammler, Sittengeschichtler, Sozialist«; Obertitel: »Salonkultur und Proletariat«, Verlag Stöffler und Schütz, Stuttgart 1991, 68 Mark.

Ulrich Weitz, Jahrgang 1950, Studium der Kunsterziehung und Journalistik in Stuttgart, promovierte über Fuchs. Das hier angezeigte Buch ist aus der Dissertation hervorgegangen; einiges von der Trockenheit, die das Material haltbarer macht, herrscht noch im Buch; an einigen Stellen zieht der Text sich in unerbittlich faktenreicher Ausführlichkeit in die Länge. Positiv: Weitz schreibt für Fachleute, und wer sich wie ich als Laie einläßt auf die Parteigeschichte und die Implikation und Kompliktionen der sozialistischen Parteipresse der »Ära Fuchs« in München vor hundert Jahren (unglaublich, diese Fülle der Blätter! Diese Auflagen!! Wer sagt das mal dem Genossen Vogel? Oder dem Dings, dem Engholm? Oder wissen die’s und sagen nix?), der wundert sich. Etwa über Louis Viereck, Herr über einen kleinen sozialistischen Zeitungskonzern in München, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, Sohn einer Berliner Hofschauspielerin und - munkel, munkel - des Prinzen und nachmaligen Kaisers Wilhelm I. Viereck konnte sich in München nicht lange halten und wird von Ulrich Weitz mit dem schönen Satz aus dem Buch verabschiedet: »Viereck konzentrierte sich jetzt auf die Naturheilkunde und wanderte bald nach Amerika aus.«

Wo waren wir stehen geblieben?

Das Buch von Ulrich Weitz. Die Fülle seiner Abbildungen. Nun ist, was Abbildungen betrifft, die Quantität und vor allem die drucktechnische Qualität der Illustrationen in den Büchern von Fuchs, besonders in seiner »Sittengeschichte« und der zweibändigen »Karikatur der europäischen Völker«, bis heute unerreicht; ein Reprint etwa seiner »Frau in der Karikatur« ist bildmäßig eine Schand - aber ich weiß: die Druckkosten! Die Druckkosten! Auch Fuchsens Bände damals sind aasig teuer gewesen.

Aber Weitz’ Buch über Fuchs und die Bilder und Karikaturen in der sozialistischen Parteipresse des 19. Jahrhunderts kann sich sehen lassen. Er konnte den Kleinbildersalat vermeiden, und alle ganz- und halbseitigen Abbildungen sind ausführlich im Text kommentiert. Weitz beginnt sein Buch auch mit einer Fanfare von Fuchs: »Unser Zeitalter lechzt nach dem Bilde...«.

Unerschöpfliche Fundgrube: die Anmerkungen. Und sein Literaturverzeichnis. Insbesondere seine verläßlichsten Quellen: die Polizei- und Justizakten. Was für Titel diese Faszikel tragen! Staatsarchiv Ludwigsburg, aus den Akten der Stadtdirektion Stuttgart, F 201, Akte Bü 627/628: Erfassung Stuttgarter Sozialdemokraten und Anarchisten 1878-1894 (also auch vor und nach dem »Sozialistengesetz«!) Oder Bü 631: Akten und Verzeichnis über gefährliche Agitatoren und ausgewiesene Sozialdemokraten; Eduard Fuchs inclusive, versteht sich. Oder Staatsarchiv München, Akten der Polizeidirektion, Pol. Dr. 7141 »Spezialakte Fuchs, Eduard, Schriftsteller« - nichts geht verloren, unsere Eckermänner passen schon auf.

Ulrich Weitz entwirft keine historische Großfigur mit Innenbeleuchtung. Er orientiert sich an seinem Lieblingsarchivmaterial: er ermittelt. Er betreibt Spurensicherung. Keine psychologische Vertiefung der Hauptfigur. Dafür detailgenaue Ausstattung der Kulissen jener Schau- und Kampfplätze, über die Fuchs, der »ungestüme Buchhalter« (Weitz), flach und aktiv wie eine Comic-Figur treibt und getrieben wird.

Ein eindringliches Portrait gibt Walter Benjamin in seinem Essay »Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker« von 1937: »Der Blick für die verachteten, apokryphen Dinge macht seine eigentliche Stärke aus. Und den Weg zu ihnen, von welchem ihm der Marxismus kaum mehr als den Anfang gezeigt hat, bahnte er sich als Sammler auf eigene Faust. Dazu bedurfte es einer an das Maniakalische grenzenden Leidenschaft. Sie hat die Züge von Fuchs geprägt, und in welchem Sinn erfährt am besten, wer in Daumiers Lithographien die lange Reihe von Kunstfreunden und von Händlern, von Bewunderern der Malerei und von Kennern der Plastik durchgeht. Sie gleichen Fuchs bis in den Körperbau. Es sind hochaufgeschossene hagere Figuren, und die Blicke schießen aus ihnen wie mit Flammenzungen...«.

Ich möchte bei der Gelegenheit auf das Buch von Thomas Huonker aufmerksam machen: »Revolution, Moral und Kunst; Eduard Fuchs: Leben und Werk«, Limmat Verlag Zürich 1985. Der Autor hat im selben Jahr im Fischer Verlag eine sechsbändige Taschenbuch-Auswahl der »Sittengeschichte« besorgt und sich so um die Fuchs-Retrospektive verdient gemacht.

Möge ein kompetenter Historiker beide Bände einer vergleichenden Kritik unterziehen, Fuchsens Karikaturgeschichte einer kritischen Revision aussetzen und Weitz' partei- und karikaturhistorische Exkurse überprüfen - ich sehe meine Aufgabe darin, auf Eduard Fuchs neugierig zu machen und werde zu diesem Zweck mit Lesefrüchten hausieren gehen. Nicht das geringste von Weitz' Verdiensten ist übrigens die Rekonstruktion der Bildersammlung von Fuchs. In einer Ausstellung soll die Sammlung wiedervereinigt werden. So: jetzt möchte ich als erstes Fuchsens Buchzeichen vorstellen, sein Ex-Libris. Kann doch an solchen Nebendingen, lehrt uns Fuchs, viel vom Geist der Zeiten deutlich werden. In diesem Fall: wie unentwirrbar hier Muff und Moderne verknüpfelt sind, wie Salonkultur und Proletariat sich ...stop! Bild bitte! Weitz erläutert:

»...eine energisch vorwärtsschreitende, barbusige Freiheitsgöttin mit Jakobinermütze, die Allegorie der Sozialdemokratie. ... in der Linken hält sie ein Schwert, in der Rechten hat sie einen Fuchs an der Leine, der ihr treuer Begleiter und Beschützer ist. Das Schwert hat noch eine zusätzliche Bedeutung. Es ist das Symbol des lassalleanischen Postulats 'Wissen ist Macht`, das 'Geistesschwert...`«.

*

Wie Eduard Fuchs Weihnachten 1918 in geheimer Mission nach Moskau zu Lenin reist.

Rosa Luxemburg avisiert den Kurier in einem Brief an Lenin - »Teurer Wladimir!« - als namenlosen »Onkel«. Der wird mit Lenin, den er, so weist Weitz nach, aus dem Münchner Untergrund von 1890 kennen müßte, das Programm des neugegründeten Spartakusbundes diskutieren und Fragen der sozialistischen Internationale. Auf der Rückreise besucht er in Petrograd seinen Freund Maxim Gorki. Als Fuchs Ende Januar 1919 zurückkehrt, sind Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ermordet.

*

Wie Eduard Fuchs im Jahr 1914 mit dem Maler Max Slevogt und noch zween Herren eine durchaus koloniale Herrenpartie und Mal-Reise wochenlang durch Ägypten macht.

Unsäglich. Fuchs organisiert und photographiert. Slevogt malt und macht aus Negerln Kunst, und einer der Reisebegleiter genießt die Schönheit der Polizei, die die Bettler vertreibt: »Schon eilte der Hüter der Ordnung herbei, die Peitsche hoch über seinem Haupte geschwungen, wie die Pharaonen sie auf allen Wänden ihrer alten Tempel zu präsentieren pflegen, eine herrliche Geste voller Symbolik.«

Max Slevogt aber hat zehn Jahre zuvor eines seiner schönsten Bilder gemalt, das heute eine Zierde der Stuttgarter Staatsgalerie ist: Eduard Fuchs, wie er lebensgroß, Mappe mit Graphik unterm Arm, auf den Betrachter zutritt.

*

Wie der junge Fuchs als Kurier der »Roten Feldpost« sein Fahrrad zu einem subversiven Vehikel macht.

Mein Lieb
Wurd einst verraten, denunziert,
Als Rotwild voll Finessen -
Haussuchung kam, sechs Fahnder stark
Und sucht nach Delikatessen.

Die Wache knirscht nach Spürhundart
Als sie find't kein Verstecke -
mein Liebchen lachet nickelblank
und schelmisch um die Ecke.

Weitz weiß: Fuchs transportierte im Hohlrahmen seines Rades verbotene Schriften. Im Süddeutschen Postillon veröffentlicht er seine (s.o.) Radlerlieder. 22 war er und Mitglied der Geschäftsführung der Münchner Parteizeitung.

*

Wie Eduard Fuchs mit ungeheurer Arbeitskraft seine Großbuchvorhaben realisiert.

Aus satirisch-journalistischen Anlässen und Ansätzen entsteht sein Karikaturenwerk: »Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit« im Jahr 1901. Als Produkt seiner Sammelleidenschaft das immer noch reichhaltigste Karikaturmuseum für die Zeit bis 1900.

*

Wie definiert der junge Fuchs die Karikatur und ihren Zweck in seinem Blatt? So: »...auf zeichnerischem Gebiet pflegt er (der »Süddeutsche Postillon«; F.W.B.) mehr die Karikatur, die nicht so sehr auf einen wohlgefälligen äußeren Eindruck sieht, sondern den angegriffenen Gegner zu vernichten trachtet, indem sie ihn mit allen Mitteln lächerlich zu machen trachtet...«

1906 wird sein Karikaturbegriff, wie er ihn in den Büchern entwickelt hat, vor Gericht anerkannt: »Der Verfasser vertritt die Auffassung, daß die Karikatur ein sehr bedeutsames Hilfsmittel für die Geschichtsforschung im allgemeinen sei...« Fuchs, diesmal angeklagt nach der sog. »Lex Heinze«, einem Sittenschnüffelparagraphen, wird freigesprochen.

*

Was er von den »Fliegenden Blättern« hält, dem vor dem Simplizissimus konkurrierenden bürgerlichen Humorblatt? Dies:

Die Kunst mißbraucht zu des Spießers Vergnügen,
mit Quatsch sich um die Zeit betrügen;
Lieutenants, Dichterlinge, Juden,
Grober Unfug in Studentenbuden,
Das ist des Witzblatts Inventar,
Sonst ist es jeglichen Geistes bar,
Und einzig deutsches Philisterbehagen
Kann ewig solchen Quatsch ertragen.

»Der Simplizissimus«, der 1896 auf den Markt kommt, bezeichnet er aber als »eine Offenbarung«.

*

Muff, Mief und Plüsch in der Partei und wie Eduard Fuchs damit zurechtkommt: schlecht.

1893 dichtet er:

Sozialist

Wenn ich ans Beten glauben tät

verrichtet Tag für Tag ich ein Gebet:

Schütze, O Herrgott, uns’re Partei

vor schäbiger, knausiger

kleinlich, lausiger

Kleinbürgerei.

1908 wird er, nachdem er über die Jahre die Festzeitungen zum 1. Mai gestaltet hatte, durch Parteitagsbeschluß ausgebootet. Hatte er zuviel moderne Kunst ins Spiel gebracht? Freund Slevogt hat 1903 eine »Allegorie des Proletariats« gezeichnet, die Kollwitz 1904 eine Illustration, englische und französische Karikaturen hatte er vorgestellt, war’s das?

Früher war’s so: »Es wurden lebendige Bilder aufgeführt, die ungeteilt Beifall fanden« (zeitgenössischer Bericht, 90er Jahre). Vorlagen dazu waren in der Parteipresse abgebildet, z.B. »Hoch Ferdinand Lasalle!«, »Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!«. Unterm Sozialistengesetz konnte, so Weitz, dieses bürgerliche Gesellschaftsspiel der Vor-Kino-Zeit ein wirksames, schwer angreifbares Agitations-Medium sein. Danach ist schwerstes Pathos leicht komisch; Fuchs bringt lieber gleich Komik und Satire ins Spiel. Aber noch 1904 präsentiert er als Mittelblatt der Mai-Zeitung einen »Triumph der Sozialdemokratie« - sehen Sie selbst. (s. Abb.) Aber achten Sie auch auf die klare Trennung der Klassen im Bild!

*

Wie oft er eingesessen hat? Drei Mal.

Wegen Majestätsbeleidigung 1888: 5 Monate. Beweise: Flugblätter einer Anarchistengruppe (»Auf zur Rache!« Zum Haymarket-Prozess Chicago 1887; und »Arbeiter aller Länder vereinigt Euch«...»Hoch die Anarchie! Hoch die soziale Revolution«).1889 nochmals 5 Monate wegen »Verbreitung sozialdemokratischer Druckschriften«. Vom Anarchismus hat er sich inzwischen losgesagt.

1898 in München 10 Monate wegen Majestätsbeleidigung.

*

Wie er überhaupt ein großartiger Organisator ist.

Mit 18 ist er bei der Gründung des »Vereins der Handlungsgehilfen« in Stuttgart dabei. Nach und neben vielen andern Aktivitäten - Weitz hat sie gezählt - sitzt er 1924 mit am Tisch, als in Frankfurt das »Institut für Sozialforschung« gegründet wird, die »Frankfurter Schule«. Finanziert wird das Institut vom Getreidehändler Herman Weil. Weitz ermittelt, daß Fuchs in Berlin für das Institut ein sozialwissenschaftliches Archiv aufbaut. Innerhalb kurzer Zeit stellt er aus eigenen Beständen und unterstützt von der KPD ein Archiv von rund 20.000 Dokumenten zusammen. Schon am 9. Okt. 1925 erste Polizei-Razzia. Pollock rät Fuchs, die jetzt an den Tag getretene Polizeiwillkür und die Agentenmethoden zu dokumentieren und dem Archiv einzuverleiben.

*

Wie es zu dem berühmten Revolutionsdenkmal von Mies van der Rohe kam, das im Auftrag der KPD 1926 in Berlin Friedrichsfelde errichtet und wenige Jahre später von den Nazis zerstört wurde, das ist eine 5 Seiten lange, sehr lehrreiche Geschichte. Im »Denkmalskomitee« saß Eduard Fuchs...

*

Wie er einmal den Schulmeister spielte.

Am 31. Mai 1895 fand in einem Park in München die Uraufführung von »Leonce und Lena« von Georg Büchner statt. Die Veranstalter dieser Pionierleistung firmierten unter »Intimes Theater« - und hier kann ich die Ermittlungen von Ulrich Weitz korrigierend ergänzen anhand des Katalogs der Georg-Büchner-Ausstellung 1987 in Darmstadt, wo auch Szenen-Photos aus dem Nachlass von Max Halbe abgedruckt werden.

Max Halbe selbst stellt den Prinzen Leonce dar, Oskar Panizza den Hofmeister und den Hofprediger, Franz Held, der Vater von John Heartfield und Wieland Herzfelde, spielt den Valerio. Den Schulmeister aber gibt Eduard Fuchs; er bringt seinen Bauern das »Vivat«-Rufen bei und sagt zum Landrat: »So, Herr Landrat, Sie sehen, wie die Intelligenz im Steigen ist.

Bedenken Sie, es ist Latein. Wir geben aber auch heut abend einen transparenten Ball mittels der Löcher in unseren Jacken und Hosen und schlagen uns mit unseren Fäusten Kokarden an die Köpfe«.

F. W. Bernstein wurde in KONKRET 6/90 von Ernst Kahl nicht besprochen

Konkret 06/91, S. 50

Michael Scharang

Nachrichten aus Wien: Zwei Ereignisse in einem Frühjahr!

Rudolf Burger schrieb über die Wiener Weltausstellung, so daß es sich erübrigt, sie abzuhalten. Werner Vogt schrieb über den Wiener Hexenprozeß gegen vier Krankenschwestern, so daß doch jemand Recht sprach

1

Die Macht des Faktischen wird gespeist vom beflissenen Geist, welcher von der Macht darauf dressiert wurde, das Faktische, sofern es als übermächtig erscheint, auch noch zu hofieren, sofern es als armselig gilt, auch noch zu verhöhnen. Die Weltausstellung, welche Wien ebenso bevorsteht wie eine Volksabstimmung darüber, wird als übermächtiges Spektakel angstvoll herbeigesehnt und sehnsüchtig beschworen. Ob und wie die Weltausstellung stattfinden wird, spielt allerdings keine Rolle mehr, da jetzt schon das einzig Erwähnenswerte an ihr ein Essay ist, den Rudolf Burger über sie verfaßt hat und in dem der Autor die Kulissen des Spektakels beiseite schiebt, um dem ebenso verdutzten wie faszinierten Publikum zu offenbaren, was dahintersteckt: nichts; nichts als eine große gesellschaftliche Leere.

Anders liegt der Fall beim Wiener Hexenprozeß, in dem man vier Hilfskrankenschwestern der Tötung alter, schwerkranker Patienten bezichtigte und überführte. Hier wurde eine gewaltige öffentliche Empörung entfacht, damit im Rachegeschrei die Frage nach der Schuld der Öffentlichen Hand untergehe. Und wieder einmal erwies der Rechtsstaat sich im Besitz der politischen Schreibtischtäter und des Boulevards. In die vor Selbstgerechtigkeit strotzende Riege der rechtsprechenden Akademiker reihten sich sogar die für die Verteidigung vorgesehenen Rechtsanwälte ein, denn es durfte kein Verfahren stattfinden, es sollte von Berufenen im Namen des Volkes gegenüber vier Frauen aus dem Volk Abscheu bekundet werden.

Doch war der ganze Aufwand umsonst. Hinter dem Rücken des Vorurteils, der so breit war, wie Österreich groß ist, fand dennoch Rechtsprechung statt, wenn auch nicht durch die Justiz, so doch durch Werner Vogt, der in mehreren Aufsätzen den Fall, den man gern in den Abfall gestreift hätte, als charakteristisches Ereignis festhielt. - Wahrscheinlich ist es kein Zufall, daß die beiden Verfasser der genannten Arbeiten weder dem lohnschreibenden noch dem freischaffenden Gewerbe angehören; Burger steht als Ministerialrat im Staatsdienst und wirkt daneben als Philosoph, Vogt arbeitet als Unfallchirurg und als Autor. Die in Österreich vom Schreiben leben, scheinen dahin zu tendieren, nicht mehr über das Leben zu schreiben, um schreibend überleben zu können.

2

Ehe ich versuche, Rudolf Burgers »Die Welt im Katalog. Randglosse zur Expo«, erschienen in diesem März in der Wiener Zeitschrift »Forum«, zu referieren, möchte ich die historische Schäferstunde schildern, in welcher Wien sich einer Weltausstellung an den Hals wirft, deren Sinnlosigkeit auch die Befürworter erahnen, wenn sie versichern, ein Sinn der Weltausstellung könne sich frühestens nachher einstellen. So argumentieren Paranoiker, denen jeder Fluchtweg, selbst der in den Abgrund, willkommener ist als Verharren in Angst. Und Wien schüttelt es tatsächlich vor Angst. Es geht darin dem übrigen Österreich beispielhaft voran, das zwar auch schon nervlich zerrüttet, aber noch nicht wie Wien mit den Nerven am Ende ist.

Österreich, das sich immerwährend neutral nennt und das diesem Status bisher dadurch gerecht wurde, daß es mit beiden Beinen im Westen stand und mit beiden Händen im Ostgeschäft abkassierte, sieht sich seit der Konversion seiner sozialistischen Nachbarn zu Christentum und Nationalismus von gefährlichen Konkurrenten umzingelt, von Tschechen, Slowaken, Ungarn, Slowenen, Kroaten, die nicht nur wie die Österreicher in die EG wollen, sondern auch den Vorzug aufweisen, nicht nur nicht neutral zu sein, sondern lieber heute als morgen in den Reihen der Nato zu marschieren. Daß die Nachbarn dank religiöser und nationalistischer Exzesse im Gespräch sind, die Österreicher wegen ihrer Neutralität aber nur ins Gerede kommen, kränkt die Landsleute tief; sie, die unter Hitler die besten Nazis und nach Hitler die zweitbesten Deutschen waren, würden es nicht verwinden, in der EG-Frage nur dritte Wahl zu sein.

Die Österreicher, der Herkunft nach Tschechen, Slowaken, Juden, Ungarn, Slowenen, Kroaten, Italiener, sind vom völkischen Wunsch besessen, Deutsche zu sein, weshalb sie, wenn sie EG sagen, nicht Europa meinen, sondern Deutschland, und weshalb sie sich beim letzten Anschluß, dessen nur die Ostdeutschen teilhaftig wurden, schmählich übergangen fühlten. Deshalb werden sie, sollte ihr EG-Antrag nicht umgehend und gnädig behandelt werden, nicht auf die nächste Anschlußgelegenheit warten, sondern sich selbst anschließen, indem sie in Deutschland einmarschieren; der wahre Grund für FPÖ-Obmann Haiders häufige Auftritte in München ist ja, daß Haider schon für jene große Rede übt, die er dann auf dem Münchner Heldenplatz halten wird.

Jene Narren, die sich mit dem Argument, ein Europa der Konzerne würde das spezifisch Österreichische gefährden, gegen die EG und gegen den Anschluß aussprechen, sehen nicht, daß das Konzern-Europa exakt jener repressiven politischen und kulturellen Zustände bedarf, welche der kreative Polizei- und der stumpfsinnige Kulturstaat Österreich für die Zukunft konserviert hat. Denn die Vollendung der bürgerlichen Gesellschaft in Europa ist dank eines bürgerlichen Geistes, der eine andere Beschäftigung als Geld- und Leichenzählen nicht mehr kennt, nur als eine Rückentwicklung denkbar, in welcher der Feudalismus als absolutistisches Bürgertum seine demokratische Erfüllung findet: Bollwerk gegen alles und jedes, auch gegen sich selbst; - die europäische Linke wird von diesem Phänomen dann bewundernd als von der 365. technisch-wissenschaftlichen Revolution sprechen.

3

In dieser Atmosphäre von Zukunftswahn und Verfolgungsangst verschaffte Österreich sich mit dem Beschluß, tausend Jahre alt zu sein und dies zu feiern, eine Verschnaufpause. Das desperate Wien hingegen flieht in eine Weltausstellung und mißversteht das als Flucht nach vorn. Diesem einen gehen zahllose Mißverständnisse voraus: Wien fühlt sich als Weltstadt, die es nie war, von Prag und Budapest in Frage gestellt, seit Prag auf dem Gebiet der Unterwelt, Budapest auf dem der Halbwelt alles in den Schatten stellt, was das auf die passive Kriminalität der Intrige kaprizierte Wien diesbezüglich zustandebringt. Außerdem zehrt an Wien, daß in Prag ein Dichterfürst als Präsident residiert, dem ein nebenan residierender Fürst Schwarzenberg als Berater gerade gut genug ist, wohingegen Wien einen Waldheim hat, der, will er mit fürstlichem Ratschlag renommieren, erst in ein Emirat fliegen muß.

Was Wien gerade jetzt, da es durch Renovierung unbewohnbar, aber für den Städtetourismus attraktiv gemacht wird, besonders wurmt: daß das neugotische Wiener Rathaus zwar mit dem neugotischen Parlamentsgebäude in Budapest im Wettbewerb um das häßlichste Gebäude der Welt noch im Rennen, unwiderruflich aber nicht an der Donau liegt. Um diese Schmach zu lindern, will man eine Weltausstellung an die Donau plazieren, damit dort von einer japanischen Finanzgruppe ein ungarisches Parlament errichtet wird, in dem der Prager Dichterpräsident einer amerikanischen Finanzgruppe erklärt, daß die Wiener Obdachlosen als Markt interessanter sind als die ostdeutschen Arbeitslosen, was eine deutsche Finanzgruppe motiviert, in das größte Kulturprojekt aller Zeit zu investieren:

Zum Abschluß der Weltausstellung wird, um dem Abscheu der Menschen vor Gewalt gegen Menschen definitiven künstlerischen Ausdruck zu geben, die Rote Armee Fraktion (RAF) mit der Fraktion Ausgebrannter Rentner (FAR) zwei Stunden lang friedlich im Kreis gehen; als Regisseur und RAF-Darsteller wurde Peter Weck gewonnen, die Fraktion Ausgebrannter Rentner spielt Peter Weck in einer Doppelrolle, der Schauplatz, ursprünglich eine Unterwasserarena, wird aus humanitären Gründen nun doch Peter Weck sein.

4

Rudolf Burger bezeichnet Weltausstellungen als »die eigentlichen Gesamtkunstwerke des 19. Jahrhunderts. Hier ist wirklich eine neue, im Wortsinn künstliche Welt zu bestaunen, ein Universum nie dagewesener Waren. Sie ist die Selbstapotheose des Kapitals (...) Selber nur in Ausnahmefällen ein Geschäft, schaffen sie doch den ideologischen Raum, in dem das Geschäft erst floriert, indem sie die Aura, den Heiligenschein der Dinge, die zum Verkauf sich prostituieren, kosmetisch fabrizieren und zur Schau stellen. Als Verlust sind sie ein mythisches Opfer an den universellen Fetisch des Kapitals. Sind sie ein Gewinn, dann umso besser.«

Diese Funktion können Weltausstellungen heute nicht mehr besitzen, »nicht weil der Fetischismus überwunden worden wäre, sondern, im Gegenteil, weil er sich verallgemeinerte und zur Selbstverständlichkeit wurde. Es gibt kein Jenseits des Warenzusammenhangs mehr, der ‘Block wirtschaftlichen Lebens’, von dem Negt/Kluge noch träumen, ist aufgezehrt.«

Ist die ganze Welt zur Warenwelt geworden, kann eine Weltausstellung sich nur mehr als eine beliebige Ware unter die anderen einreihen; den Anspruch, etwas Übergeordnetes zu sein, der Schirm, unter dem sie Waren versammelt, wagt sie nicht einmal in Form von Eigenreklame zu erheben, denn die würden ihr die anderen Waren, die sich mit Recht ebenbürtig fühlen, übelnehmen. So muß sie sich schmerzhaft eingestehen, daß sie selbst vom Fetischismus, von der »Verkehrung von Ziel und Mittel«, erfaßt wurde undund daß nicht nur sie selbst nicht mehr an sich glaubt, sondern auch sonst niemand.

»Man will nicht eine Ausstellung und muß dafür etwas bauen, sondern man will etwas bauen und braucht dafür eine Ausstellung. Nicht mehr nur die ausgestellte Ware, die Ausstellung selbst wird zum Fetisch, der Kräfte und Energien mobilisieren soll, die anders nicht zu haben sind.«

Dieselben Leute, die den Nachbarländern zwar zur Marktwirtschaft rieten, die aber dort nicht investieren, weil es sich nicht lohnt, verbreiten nun Panikmeldungen über die drohende Ost-Konkurrenz, so wie sie früher alle paar Jahre den Einmarsch der Roten Armee ankündigten; dennoch gelang es nicht, die Bevölkerung zu einem Fanclub des österreichischen Bundesheeres zu machen; und auch in diesen Tagen scheint es einigermaßen schwierig zu sein, für die Aussicht auf ein harmonisches Ensemble scheußlicher Ausstellungs- und anderer Bauten Gegenliebe zu finden. »Jedermann weiß oder gibt

vor zu wissen, daß (...) enorme Infrastrukturleistungen in Wien und Umgebung notwendig sind, um die lokalen Kapitalverwertungsbedingungen zu verbessern (...)«

Versprachen frühere Weltausstellungen »die Verwandlung der Menschheit in Kundschaft«, braucht eine heutige, nur mehr mit Kundschaft konfrontiert, diese nicht mehr anzulocken; die Kundschaft ist ohnedies dazu verurteilt, zu kaufen, egal wo, egal was, und somit muß sie auch die Weltausstellung kaufen, egal, ob sie die besucht oder verflucht. Die Weltausstellung als Fetisch steht, wie der Führer, der Vorsehung näher als der Kundschaft. *»Man braucht ein Ziel als ideellen Bestand, und sei dieses noch so irrational, damit sich real etwas ereignen kann, von dem man hofft, daß es rational sei.«*

Die Weltausstellung, die vielleicht gemeinsam mit Budapest stattfindet, ist für 1995 geplant. Um nicht aus dem Stand springen zu müssen, nimmt man in Wien schon seit ein paar Jahren Anlauf für den Sprung in die Zukunft: Die Bodenspekulation tut, was sie kann, die Mieten steigen, so gut es geht, und parallel zum Sprung ins Desaster beginnt man sozial wieder von vorn: Die Wohnungsnot, insbesondere in Wien, ist heute so groß wie in den Jahren nach dem Krieg.

5

Burger stößt auf seine Einsichten nach einem großartigen historischen Exkurs: drei Zeitschriftenseiten, gewichtiger als drei Seminare und dreißig Lehrbücher, über den Marktplatz als den Ursprungsort der Dialektik, über die Auflösung des Rätsels, warum Dialektik »Methode ist und Reales zugleich« (Adorno), über den Fixpreis, der das Gespräch verstummen läßt, über die »Passivierung der Gesellschaft«, die mit »der Passivierung des Kunden« einsetzt, über Warenfetischismus und über die Bourgeoisie als »die erste herrschende Klasse in der Geschichte, die sich nicht selber genießt und die keine Feste feiern kann«.

Hingegen liebt sie es, Prozesse zu führen, und an Hexenprozessen kann sie sich sogar berauschen. In Wien muß sie dann aber damit rechnen, daß Werner Vogt ihr an die Gurgel springt. »Vier armselige Frauen, schwer gezeichnet und in Haft, da konnte Gesundheitsstadtrat Stacher, der sich nicht einmal als Zeuge einzustellen hat, Amt und Würde übergeben. Seine vom ersten Tag an angetretene Zusammenhangsflucht wird mit dem Urteil über die Gezeichneten abgeschlossen sein. Hofft er. Wir werden alles tun, damit diese Hoffnung enttäuscht wird.« Von Anfang März bis Anfang April dieses Jahres verfolgt Vogt den Prozeß in einer Reihe von Aufsätzen in der Wiener Wochenzeitschrift »Falter«, ja, er verfolgt ihn, und als er des Prozesses schließlich habhaft wird, stellt sich heraus, daß hinter den vorgesehenen Täterinnen sich nicht-vorgesehene Täter verstecken, die zu allerhand fähig sind:

Das Sicherheitsbüro: »Wieder einmal erwies sich die erhebende Behörde, das Sicherheitsbüro, als redaktionelle Außenstelle des Boulevards (...) Der Informationstransfer vom Sicherheitsbüro an den Empörungsjournalismus war der entscheidende Schlag. Das Gericht kümmerte sich weder um die widerrufenen Geständnisse, noch um die poröse Überführungsbehörde. Es setzte sich zum angerichteteten Scheiterhaufen.«

Der Herr mit dem Roten Kragen. »Der Ausflug in die Nachkriegsgeschichte wurde wichtig, da die Anklage mit Delikten an zahlreichen, namentlich nicht mehr fest- stellbaren Patienten operierte. Auch bei NS-Prozessen sei die Ermordung unbekannter Opfer abgehandelt worden, lautete das Argument des Staatsanwalts. Daß die erwähnten NS-Prozesse mit ‘Freisprüchen mangels an Beweisen` endeten, hat der Herr im Roten Kragen verschwiegen. Unwissenheit oder Berechnung? Das eine ist so schrecklich wie das andere.«

Die Seelen-Gutächter. »Als Schwester Wagner das erste Mal laut um Hilfe rief, den Medikamentenmißbrauch ausdehnte, nahezu hoffähig machte, in Gewissensnot ertrinkend schon andere zu ertränken begann, erfolgte die Verhaftung, sprudelten die Geständnisse. In den wenigen Gesprächssituationen der zweijährigen Isolations- und Untersuchungshaft, vor den dreieinigen Seelen-Gutächtern, rief sie erneut um Hilfe, bat um Erklärung für ihre Verstörung. Die karge Antwort: Lebenslang.«

Werner Vogt ist in Österreich unter den wenigen guten einer der besten gesellschaftspolitischen Publizisten. Ganz unösterreichisch agiert er nach dem Motto: Lieber einen Gegner zu viel als einen zu wenig, was nicht nur mit Mut und Übermut zu erklären ist, sondern auch mit einer Schreiblust, die sich der Streitlust noch nicht entfremdet hat und die den sprachlichen Effekt als einen gedanklichen Wert kennt, ohne den jeder Inhalt so wertlos ist wie das Gesabber derjenigen, die Vogt sich, indem er ihr Gesabber beschreibt, zu Feinden macht. Was ihnen dann noch bleibt, ist die Ehrenbeleidigungsklage, und so ist Vogt der Weg zu Gericht, nicht nur als Prozeßbeobachter, ebenso vertraut wie der Weg ins Spital zu seinem Arbeitsplatz.

Werner Vogts Aufsätze und Artikel sind das vollkommene Gegenstück zum österreichischen Journalismus, der Verantwortungsbewußtsein nennt, was doch nur Komplizenschaft mit der herrschenden Politik ist, und der vor lauter Rücksichtnahmen, vor allem auch auf das eigene Fortkommen, nicht bemerkt, wie er, fortwährend konstruktive Beiträge ausscheidend, das ganze Land unter seinem Wort- und Gesinnungsschleim begräbt; wie allerdings auch das Land nicht mehr wahrnimmt, daß es süchtig nach diesem Schleim japst, weil es, im Herzen mit seinem Journalismus längst eins, lieber erstickt, als sich an Sätzen von Vogt zu erfrischen. An Sätzen, nicht am Schampus: »Im großen Schwurgerichtssaal des

Landgerichts für Strafsachen in Wien wird der Zeuge Primarius Dr. Franz Pesendorfer schonungsvoll nach seiner Unschuld befragt. Stehend und in gewandter Rede distanziert sich der leitende Arzt von allem, wofür er geradezustehen hätte. (...) Eine halbe Stunde später betrete ich das Café Monopol. In einer hinteren Loge sitzt der Sieger im Kreis seiner Getreuen. Der Sektkübel steht auf dem Tisch, die Kollegialität prostet sich zu. Vier Frauen in Haft, alle Ärzte auf freiem Fuß. Da läßt's sich schampussieren.«

6

Die Wochenzeitschrift, in der das zu lesen stand, verwandelte sich inzwischen in eine Stadtzeitung, die weltoffene Zeitung in ein Bezirksblatt. Endlich ist es dem Chefredakteur gelungen, dem »Falter« seinen Stempel aufzudrücken: Thurnher, früher geistig der kleinste gemeinsame Nenner unabhängiger Autoren, bläst sich nun zu einer geistigen Null auf, in der seine Redaktion bequem Platz findet. Die Stadtzeitung wendet sich an eine »kulturell dominierte Freizeitgesellschaft« (Thurnher), eine Aufgabe, die bisher nur Kulturredakteur Nüchtern exemplarisch erfüllte. Um bei der Freizeitgesellschaft Anklang zu finden, muß man wissen, was Freizeit überhaupt ist, und Nüchtern als Kulturredakteur weiß: Freizeit ist die Fortsetzung der Berufstätigkeit mit ähnlichen Mitteln.

Die praktische Anwendung: Wer als Redakteur einen Furz zusammenschreibt, der läßt auch in der Freizeit einen, worüber er dann als Redakteur den folgenden Erlebnisbericht verfaßt: »Noch während der Vorspann abläuft, setzt der Wind ein (...)«

Die Freizeitgesellschaft, möge sie noch so kulturell dominiert sein, sieht sich seitdem vor, Kinos zu besuchen, in denen Kulturredakteure Freizeiterlebnisse haben.

Michael Scharang schrieb in KONKRET 5/91 über eine kleine Geistesgeschichte mit bekanntem Ausgang

Konkret 06/91, S. 53

Gerhard Schroth

Kriegsrufe und Totenklagen

Assia Djebar, Aktivistin der algerischen Revolutionsbewegung FLN während des Krieges gegen Frankreich, hat eine Geschichte der kolonialen Unterdrückung und antikolonialen Befreiung Nordafrikas geschrieben, die gleichzeitig auch die Geschichte ihrer persönlichen Befreiung erzählt: ein Denkmal für die Frauen Algeriens

Algerienkrieg - welche Namen, Bilder, Begriffe kommen dabei, sagen wir mal, nach 1950 geborenen, durchschnittlich gebildeten Leserinnen und Lesern in den Sinn? Fremdenlegion, Wischnewski mit dem Geldkoffer, Fanon und Sartre, wenn überhaupt? - Geschichte des Kolonialismus? Vergangenheit der Dritten Welt? Angesichts des Krieges am Golf wird danach wieder vermehrt gefragt, und vielleicht vermag ja Literatur, was der faktenorientierten politischen Aufklärung nicht mehr gelingt: durch die Ritzen zwischen den Brettern vor den Köpfen zu sickern und die weißen Flecken darin Konturen annehmen zu lassen. Vielleicht taugt »Fantasia« dazu, den Wunsch nach »Mehr-Wissen« wachzuhalten, der Roman der Algerierin Assia Djebar, 1985 erstmals in Paris und nunmehr in einer allem Anschein nach hervorragenden Übersetzung erschienen.

»Fantasia« ist ein Geschichtsbuch über den Algerienkrieg - nein: es ist ein Panorama der französisch-algerischen Kriege, beginnend mit dem 13. Juni 1830, als die französische Flotte erstmals vor Algier aufkreuzt, jenem stillen Morgen, der dem »Schreien und Morden voraus(geht), das die nächsten Jahrzehnte erfüllt«.

Die sorgfältig ausbalancierte Komposition ist in drei Teile gegliedert, die jeweils um bestimmte historische Epochen kreisen: Belagerung und Fall der »Uneinnehmbaren Stadt«; der Aufruhr der Berberstämme unter Abd el Kader 15 Jahre später, dessen die Franzosen mit der Verschleppung von Geiseln und der Verbrennung von 1500 Menschen in den Höhlen von el Kantara Herr zu werden versuchen; schließlich der Algerienkrieg 1954 bis 1962, vor Augen geführt durch Berichte von Frauen, die dabei waren.

Afrika wird vergewaltigt, viele Jahrzehnte lang - Assia Djebar, die an verschiedenen Universitäten afrikanische Geschichte gelehrt hat, läßt die Greuel und die Chronik des Widerstands gegen eine anonyme Macht in heftigen Bildern lebendig werden, lebendiger als je ein Film das vermöchte. »Frankreich« zündet Dörfer an, »Frankreich« foltert mit Elektrizität, der einzelne Soldat erscheint als austauschbarer Träger von Gewalt, und selbst die arabischen Frauen haben weniger Eile als sonst, sich zu verschleiern, wenn ein Europäer auftaucht: Er »sieht« sie schließlich nicht...

Doch Assia Djebar, die während des Befreiungskrieges für die algerische Revolutionsbewegung FLN gearbeitet hat, über deren politische Klarheit und Integrität also keine Zweifel bestehen, begnügt sich nicht mit der Beschreibung der tatsächlichen Ereignisse: »Die Gefühle der Mörder, ihre blinde Besessenheit, verfolgen mich auf seltsame Weise.« Und sie schürft in den Aufzeichnungen der Kriegsberichterstatter, glaubt eine über reine Machtpolitik hinausgehende, manchmal geradezu obszön anmutende Lust an der gewaltsamen Niederwerfung dieses Kontinents ausmachen zu können: das Morden als Teil einer unerfüllten, unerfüllbaren Sehnsucht nach Afrika.

Mit der Tragödie dieses langen Freiheitskampfes verwebt sie die Geschichte ihrer Herkunft und eigenen Befreiung: Bilder vom Aufwachsen in einer algerischen Kleinstadt, Erinnerungen an die Rituale der Frauen, zwischen denen das Kind groß wird, an den ersten Schritt in die Unabhängigkeit: »Französische Schule«, an die Hochzeitsnacht später in Paris und den Ausbruch aus einer erdrückenden Liebe. Dank des Vaters, der sie »lernen« läßt, wird sie, als einzige im Stamm, nicht am Ende der Kindheit weggeschlossen hinter Schleier und Mauern, sondern bekommt die Chance, sich frei zu machen von den Zwängen der Tradition. Für immer aber bleibt sie zwischen beiden Welten zuhause, der modernen, freien, freilich auch geschwätzigen und zudringlichen, und der sicher einengenden, gleichwohl prägenden und gefühltstiefen ihrer Kindheit. Wie sie heute noch teils in Paris, teils in Algier wohnt, lebt sie gleichermaßen auch in beiden Sprachen.

Kein Wunder, daß ihr Buch zwar vom Krieg und dem Alltag im Maghreb erzählt, vor allem aber von Sprache handelt. Französisch wird für Assia Djebar zum Schlüssel der Befreiung, zur Tür zur Welt - aber es ist eben genauso die Sprache, die »in der Vergangenheit viel zu oft vor Gericht gesprochen« wurde. In der Sprache der Mörder schreibt sie die Geschichte der Ermordeten: Verrat, Entblößung und Aneignung zugleich. »Dürr« kommen ihr französische Sätze beim Sprechen und Schreiben über die Liebe vor, aber der Schönheit der verlorenen arabischen Lieder mißtraut sie gleichermaßen: verbale Tröstungen für vorenthaltene Wirklichkeit.

Fasziniert verfolgen wir, die wir mit Worten zugeschüttet werden, welches Gewicht Sprache als Symbol erhalten kann: Wenn in einer Gesellschaft, in der Männer von ihren Frauen und Kindern nur als »dem Haus« sprechen, der Vater der Mutter eine Karte schreibt, direkt an sie adressiert, ist dies ein Ausdruck von Liebe, der die Revolte gegen die Konventionen schon beinhaltet.

Wo Frauen schweigsam und demütig ihre Körper zu verhüllen haben vor den Blicken der Männer, werden Totenklagen, Schluchzen, Gesänge, uralte Kriegsrufe und Schreie in Trance, »schrill und scharf wie Grätenbündel«, zum wichtigen

Mittel, Nachricht von sich zu geben - und selten hat jemand so ausführlich die verschiedenen menschlichen Möglichkeiten beschrieben, Laute hervorzubringen.

Wo Frauen untereinander die Wut über ihr Schicksal in Gemurmel, Gebeten und formelhaften Beschwörungen zu ersticken haben und das Wort »ICH« ihnen nicht gehört, da sind die verpönt, die sich nicht schweigend fügen. Die über die - üblichen - Maßen klagen, zanken, herumbrüllen, diese »Frauen, die schreien«, stehen in der Hierarchie der Unterdrückten ganz unten. Denn durch ihre laute Empörung »verlor das Schweigen der anderen plötzlich seinen Zauber und zeigte, was es wirklich war: ein nicht wiedergutzumachendes Gefängnis«.

Assia Djebar ist eine der »Frauen, die schreien«: alles heraus. Sie riskiert verwegene Bilder - ein Kosewort erscheint wie ein »verstecktes, kleines Salatherz« , sie fügt in ihre Romanpartitur grandiose Gesänge und Klagen, lyrische Zwischenwelten, die an Neruda erinnern, Signale aus einem Universum brennender Gefühle.

»Fantasia« ist ein Buch, das, wiederholt gelesen, von Mal zu Mal mehr von sich preisgibt. Doch bei aller Farbigkeit bleibt es, wie schon die vorausgegangene »Schattenkönigin«, für die der Autorin 1989 der Literaturpreis des Ökumenischen Zentrums verliehen wurde, eine nüchterne, nicht denunziatorische und umso niederschmetterndere Bestandsaufnahme vom Frauenleben unter dem Islam. Ein Denkmal für die Frauen Algeriens, im Krieg und hinter den Mauern des Harems.

Erinnern, anrühren, Zweifel säen - viel ist es nicht, was Literatur vermag, die mehr will, als sich selbst oder einem obskuren Unterhaltungsbedürfnis genügen. Viel nicht, doch vielleicht gelingt diesem Buch, den Leser selbst darauf kommen zu lassen, daß die Gründe für die Kriege gegen die Länder der Dritten Welt schon immer »gute« waren und die Interessen der Länder des Nordens immer schon »berechtigte«.

Assia Djebar: »Fantasia«, a.d. franz. von Inge M. Artel, Unionsverlag Zürich 1990, 330 Seiten, 34 Mark

Gerhard Schroth ist Journalist und lebt in Gießen

Konkret 06/91, S. 54

Eckhard Henscheid

Von Gesetz und Recht

Vorstudien für eine neue und einheitliche gesamtdeutsche Verfassung

Das neue deutsche gesamtheitliche Recht (gesamtdeutsches Recht) regelt, gründend auf dem und in Anlehnung an das Bürgerliche Gesetzbuch sowie die allgemeinen sich vom Bismarckreich herleitenden Rechtsgrundsätze der Deutschen, in Sonderheit Fragen, welche durch die Zusammenführung der beiden Teildeutschland im Jahre 1990 entstanden und vielerorts aufgetaucht sind.

Dies gilt insbesondere für den ökonomischen, den sozialstaatlichen und für den binnen- und außengeschlechtlichen Umgang der früheren Teilstaatenbewohner, für Tierschäden auf angebauten Feldern oder innerhalb von Umzäunungen, den Diebstahl von Schafen und Hunden sowie die Ermordung oder aber Beraubung Höher-, Hoch-, ja Höchstgestellter. Das Nähere regeln die Ausführungsbestimmungen in den Alten und Neuen Ländern.

§ 1

Der Entfaltung der Persönlichkeit im Sinne der freien Religionsausübung, der Meinungsäußerung sowie der Privateigentums- und Besitzanhäufung ist jederzeit freier Raum zu gewähren. Das Gewissen ist gleichfalls frei und unanfechtbar. Für die Presse gilt das in den Ausführungsbestimmungen Gesagte und Angedeutete.

§ 2

Hat ein früherer DDR-Bewohner (Ostzone) einen früheren Bewohner der Bundesrepublik Deutschland der übertriebenen Genußsucht, der Gemeinheit und des Größenwahns geziehen, und der Geziehene ist dessen auch ordnungsgemäß überführt worden, so soll dieser gleichwohl freigesprochen werden und jener leer ausgehen, insofern jener früher ja Sklave war, dieser aber Freigeborener. Im umgekehrten Falle soll der einstmalige DDR-Bewohner 1.300 Mark an den Reptilienfond abführen.

Die da und dort noch aufhältigen städtischen Schultheißen der alten DDR (Ostzone) sind schleunigst abzusetzen wo nicht gleich zu liquidieren. Juden sollen weitgehendst gehandhabt werden wie unsere anderen Bürger auch.

§ 3

Der Totschlag beim Gelage ist ab sofort so geregelt: Wurde bei einem Zechgelage von fünf Mann aufwärts einer der Mitwirkenden getötet, so haben die Überlebenden entweder den Täter nachzuweisen und dingfest zu machen oder sie müssen gemeinsam acht Monatsgehälter an die Witwe abführen. Dies Gesetz gilt für alle Fälle und auch dann, wenn es sieben Zecher waren. Waren es mehr als sieben (7), so sind meist nicht alle haftbar; sondern das Los entscheidet.

Für Tote im allgemeinen wird 1.800 Mark plus Mwst. Zoll gezahlt gemäß dem alten Landfriedensgesetz von 1931. Niemand darf Schlingen, Netze oder anderes Fangwerkzeug benutzen, außer gegen Bären, gegen Schwarzwild und gegen die Wölfe bei Braunschweig. Im Fall Harry Tisch verfalle die Summe von 4,5 Millionen Mark für den Bau des Jagdhauses im Ex-Staatsschutzgebiet Eixen/Ribnitz-Damgarten bei Rostock dem Zugriff der Treuhandgesellschaft. Entsprechende Weisungen der höheren Behörde sind gewissenhaft zu beachten.

Giert einer gar zu sehr nach seines Nächsten Gut (oder sei’s drum Gatten), so ist ihm die geziemende Antwort zu erteilen. Sieche, Zuchtlose sowohl als von schwerer Schläfrigkeit Befallene obfallen im Zuge der allgemeinen Erneuerung im Zuge der Wiedervereinigung dem Bann der Bulle und der möglichst durchgehenden Observanz.

§ 4

Studenten genießen keinerlei Sonderrechte. Kurzerhand werden sämtliche aus langer Hand vorbereiteten Anschläge, Staatsstreiche undsoweiter niedergemacht und ausgebügelt. Der Jude wird nach Möglichkeit geschont. Die früheren Reichsinhaber sind gleichwohl von allen Anklagen und Anwürfen zu reinigen.

§ 5

Gegen allzu hoffärtige Moden (Witt, Krabbe u.a.) aus dem einstigen Osten ist die alte Speyrer Kleiderordnung von 1350 geltend zu machen und möglichst in Erinnerung zu bringen: Keine soll einen Barthenrock, Unter- oder Oberrock, an den Seiten einschnüren oder mit Schnüren eng zusammenziehen oder Leib und Brust einschnüren oder einbinden; keine soll irgendeinen Lappen länger als eine Elle vom Ellbogen ab tragen usw.

Unermüdlich trachte man nach dem Zusammenhalt des neuen Ganzen. Gleichzeitig wehre man der Not und der allgemeinen Bedrückungen (Aids). Von der Schußwaffe wird meist rücksichtslos Gebrauch gemacht. Mit Erbitterten und anderem schlechten Gesindel ist entsprechend zu verfahren sowie gegen Lasche und Strauchelnde. Das Ganze ist in möglichster Raschheit abzuwickeln.

§ 6

Murrt das Volk trotzdem, so erkundigt man sich nach dem genauen Grund und Anlaß. Seelenbetrübnis und sonstige Scherereien sind nach Möglichkeit zu vermeiden und zu umschiffen. Notwehr ist dabei gestattet.

§ 7

Hemmungsloser Geldgier (seit dem 1.7.90) seitens der ehemaligen DDRerer ist einerseits stramm entgegenzutreten; andererseits ist sie stracks zu begrüßen und ihr strikt zu willfahren. Gegen die Ex-Brüder und -Schwestern aus dem Osten (das Kroppzeug, was jetzt praktisch zu UNS gehört) erweisen wir uns weitgehend als recht lieblich und erbarmungsvoll. Schlafende Hunde soll man nicht und nicht wecken, das Bruttosozialprodukt pendelte sich zuletzt beim oberen Pegel ein (1989 schon: 465 Milliarden!). Jetzt verbünde sich zudem die Ex-Windstelle des östlichen Teils mit dem gewohnten hohen Wellengang des Westens und verbündele sich weiterhin. Selbst Harry Tisch ist praktisch schuldlos. Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein!

Der Jude habe dagegen seinen Platz im jetzigen Gesamtgefüge. Hält er ihn nicht ein, wird er freilich weltlich sowohl als geistlich geschmält und abgestraft. Gleiches gilt für den Dissidenten, den Emigranten, den Neger und den Ausländer. Fallen sie mit Absicht aus dem Staatsgefüge, werden sie durch einen Aldermann in Eile und rücksichtslos ausgemerzt. Die Fluten des Rheins mögen sie verschlingen!

In akuter Notwehr darf man auch dem befreundeten Deutschen eine duschen, darf man ihm eine reinsemmeln. Striktest verboten allerdings sollen sein Sophisterei, Syllogismen, Blödigkeit, Gottesfeindschaft sowohl als Verschlagenheit der zweiten Stufe (2. Grads). Bei gutem Wetter werde unter freiem Himmel getagt an verschiedenen Orten, bis sich alles wieder beruhigt endlich.

§ 8

Wer die Stirn hat, dem neuen Staat die Stirn zu zeigen, der wird gleich dem gehörnten Siegfried sogleich aufs Korn genommen. Nach der alten Hof- und Pfalzordnung sollen die aus der alten DDR links, die aus der BRD aber RECHTS sitzen. Die allgemeine Winterhilfe ist nach Leningrad-Süd zu entrichten und zu richten.

Von edler Gestalt und edlem Herzen sei die gemeinsame deutsche Frau. Zermürbte werden sogleich wieder hochgerichtet (Fernsehturm). Der Jude wird notfalls verwarnt, der Negerbattel möglichst integriert. Aufruhr wird mit Haarabschneiden, Subversion mit lebenslanger Unterbringung in einem Kloster (sog. Psychiatrie) bezahlt. Anschließend ist der Reinigungsgrad zu schwören. Nach Mariä Geburt wiegt er mehr.

Freiwillige Aufgabe bei evtl. anfallenden Kriegen ist nicht noch einmal verstattet. Gleiches gilt für allg. Kämpfe. Die Schlacht bei Tannenberg gilt weiterhin als der Maßstab und als das eherne Vorbild. Entweder wir werden Opferlamm oder Sieger. Wer mürbe wird oder gar schlapp macht, dessen Gäule sollen den Rhein bei Worms aussaufen! Aber echt!

Der tückische, ja reißwölferische Chineserer ist vor dem Hintergrund der sog. (leider) neuen Russenfreundschaft scharf im Auge und im Zaun zu halten (Gneisenau) und notfalls mit den Füßen voran am Galgen aufzuhängen. Doch, diese Sprache versteht er schon, der Chineserer, die rafft er dann schon. Aber ehrlich, he!

§ 9

Wollen wir einen Machtfaktor schaffen, dann brauchen wir Einheit, Autorität und auch ein Quent Drill. In diesem durchaus Schicklgruberschen Sinne ist der ehrlose Engländer auszutreten, der gemeine Franzose aber langsam auszuhebeln. Schön ganz langsam auszuhebeln...

Niemand soll sich ein Bistum erschleichen. Das Würfeln in Wirtshäusern und anderen heimlichen Stätten ist in der Übergangszeit verboten. Man verhindere, daß das Land von einer hergelaufenen Schweinebande regiert werde. Vorerst hält H. Kohl die Stellung, Honecker, sobald tot, soll halt im Riesengebirge (Symbolik) verscharrt werden. Die Abtei Gandersheim werde Mainz-Gonsenheim-Bretzenheim zuaddiert und zugeschlagen. Alles Weitere und Nähere regelt (vorerst) der treffliche H. Kohl mit seinen bewährten Kräften.

Die Leitung des neuen Reiches aber unterliege schon allerdings in Bälde der NEUEN Reichsleitung: Seneschall, Marschall, Mundschenk. Auf Stralsundlege Gott im Sinne der Hanse wachsam großes Heil. Eine Rückführung der Ex-DDRerer aus

dem »verdammten Westen« (Tasso Wild) in den alten Osten kommt gleichwohl nicht in Betracht. Deutschland erwache!

§ 10

Studenten, Neger und Juden sind rücksichtslos anzufassen. Der Verjudung unseres Seelenlebens ist schleunigst scharf darwiderzuwirken im Sinne des alten Heimwehs nach dem Kriege. Untersagt ist (vorläufig) die unbotmäßige Anerkennung des alten Reichskanzlers Hüttler a.D. Sondern zugelassen ist vorderhand laut UN-Statut lediglich H. Kohl. Denn Gott hat uns Gnade verliehen, wie wir’s brauchen, he! Eine Amnestie allerdings der RAF anläßlich der Wieder- und Neuordnung kommt nicht in Frage, wäre ja noch schöner, ha!

§ 11

Sondern der unermeßliche Appetit auf Spaghetti Carbonara hat im Kainszeichen der gesamt europäischen Grenzpfahlwende laut Lloyd George und Clemenceau den ganzen Laden vorerst fest im Griffel. Der Schutzmann, der Taxerer, die Bettwurst und der Wopperer (Pfleiderer) genieße die besondere Schonung und bevorzugte Rücksichtsnahmegewährung im Sinne der neuen Staatssicherheit (ideomotorische vita moderna) sowie auch der definitiven Regelung der Schlesier-, der Sudeten- und der noch ungelösten (soweit lösbar) Wibblingerfrage. Ein Programm kann noch so heikel sein, in der Festigkeit, mit welcher es vertreten wird, liegt die Ursache zum Geglaubtwerden. Unser Programm allein es lautet mit einem Wort: Üimmpfft (vorerst z.H. H. KOHL). Kommt Zeit, kommt Rat. Beim Anrücken der Ungarn oder aber Reussen soll das thüringische Fußvolk jene an die geharnischten Reiter heranlocken, worauf diese mit dem Bild des Hl. Michael das Engelsfeldzeichen geben und folglich den Feind schwer niederhauen und entsprechende Beute machen; im Sinne König Chlodwigs I. (507) sowie der fränkischen Lex Salica.

Sonderregelungen gelten immerhin für Harry Tisch, Otto Graf Lambsdorff und E. Stoiber.

Die Fingernägel sollen sich nicht durch die Handschuhe bohren, nein, das nicht, das gerade nicht.

§ 12

Die herdenmäßige Einheit des neuen deutschen Volkes wird kraft allgemeiner Friedensregelung durch Maas und Memel etcetera pp. ein für allemal begrenzt und limitiert. Später könnten auch noch Etsch und Belt undsoweiter usf. ohne weiteres wieder dazukommen.

Die Salbung des jeweiligen Kanzlers erfolgt zu Mainz sowohl als zuweilen auch in Magdeburg-Mitte. Dem Kanzler (Hüttler o.a.) ist beizeiten nach Gebühr Gehör zu schenken. Rom aber soll, einer alten und buhlerischen Vorliebe gehorchend und zufolge, im Lauf der Zeit dann wieder des Reiches Hauptstadt werden. Dem bleibe Harry Tisch entfernt. Denn eitel, wie der Psalmist unkt, ist des Menschen Sinnen. Die RAF hat nichts mehr zu bestellen. Sehr wohl aber Krabbe, Witt und andere dergleichen mehr.

Fink geht zu Fink, Meise zu Meise, der Storch zur Störchin, die Feldmaus zur Feldmaus. Das gut Durchrasste trotzt der Spreu. Wer trägt die Schuld, wenn die Katze die Maus verfrißt? Ein Wesen trinkt das Blut des andern. Man fasele nicht von Humanität daher. Dies ist das göttliche Gesetz des Daseins. Die Nacktsamer (Bärlapp usw.) sollen künftighin wie die Nadelhölzer und die Angiospermen halbwegs bedeckt sich halten; damit es besser ausschaut (Krabbe usf.). Indem das eine stirbt, ernährt’s den andern. Unsere Ehre heißt die Treue. So will’s der Brauch von alters her: Wobser, Pilzer, Pelzer, Klomm. Sowie das unreine Nacktmodell Nicole und Vatergraf. Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Beim Zeus und beim Apostel Petrus: Verflucht, wer uns nicht glaubt!

§ 13

In Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit: Der jüdische Virus als infernalische Rassentuberkulose ist mit Stumpf und Stiel bald auszurotten. Wichsen gleichfalls ist verboten. Gemäß nämlich namentlich der Weltchronik, der heiligen römischen Mutterkirche und des oder dem Petrus von Amiens, sowieso.

§ 14

Nachbarlich wohne der Mensch mit dem Acker zusammen. Traulich ranke die Reb’ empor an dem niedrigen Fenster sich. Drinnen wohnen Harald Juhnke, Harald Leibniz, Glorias Ex-Fürst sowohl sowie auch freudig alle fünf Mann hoch Herausgeber der FAZ. Harry Tisch bleibt draußen vor. Züchtig ehre man fromm die Natur. Lieb hat der Sämann zu sehen EINE des Tages dämmernd über dem STRICKSTRUMPF. Der allgemeinen Erbitterung wehre man durch fortgesetzte NOTAUSTREIBUNG. Wider die Verhocktheit löcken wir und sehr. Die Traube hängt am Ohr der Jungfrau (Nosbusch). Ein Windhauch durch die Saiten weht. Friedsam und heiter sei meist das Alter. Lang ist die Zeit. Entschlossen harren wir

des Wahren.

Eckhard Henscheids»Musikplaudertasche« erschien 1990 als Buch im Konkret Literatur Verlag

Konkret 06/91, S. 56

Klaus Bittermann

»Ich will raus aus der jüdischen Weltherrschaft«

Was deutschen Autorinnen und Autoren zum Golfkrieg doch so einfallen kann

Immer in Zeiten erregter öffentlicher Auseinandersetzung meldet sich der Luchterhand Literaturverlag mit einem Aufruf zur Besinnung zu Wort. Zu Beginn der achtziger Jahre forderte er die Friedensbewegung zum »Mut zur Angst« auf, und als zusammengekehrt wurde, was zusammengehörte, ließ er »Schriftsteller aus beiden deutschen Staaten über ihr nationales Selbstverständnis« räsonieren unter dem Titel »Mein Deutschland findet sich in keinem Atlas«. Stets war die fürchterliche Titelei gleichzeitig Programm, und so verwundert es nicht, daß seit kurzem eine sogenannte Flugschrift vorliegt mit der unerbittlich kitschig-sentimentalen Aufschrift »Ich will reden von der Angst meines Herzens - Autorinnen und Autoren zum Golfkrieg«.

Das wäre nun kaum einer Erwähnung wert, wenn in dieser Flugschrift nicht offene antisemitische Töne angeschlagen wären. Im Gegensatz zur grünen Vorstandssprecherin Renate Damus, die verbittert feststellte, daß »ein Deutscher bezüglich Israel einfach nicht alles sagen« könne, braucht die freie Schriftstellerin Helga Königsdorf bei Luchterhand kein Blatt vor den Mund zu nehmen. »Mit Judaskrallen - Greift der Wahn - Nach meinem Schatten.« Und die in Erfurt lebende Autorin und Filmemacherin Gabi Kachold präzisiert: »ich will aus der jüdischen, aus der russischen, aus der amerikanischen geschichte raus, die immer einen masochistischen oder sadistischen nationalitäteneros schaffen mit anspruch auf weltherrschaft. ich will endlich zu meiner geschichte kommen.«

Was hindert Gabi Kachold daran, zu ihrer Geschichte zu kommen? Juden gibt es in Deutschland praktisch nicht mehr, sie wurden vergast, aber Gabi Kachold leidet immer noch unter ihrer Weltherrschaft. Die Lyrik Kacholds und Königsdorfs zeigt, daß der Antisemitismus keiner Juden bedarf, um zu seinem Ausdruck zu finden. Der Luchterhand Literaturverlag, angesprochen auf diese antisemitischen Äußerungen, entschuldigte sich mit der Bemerkung, Gabi Kachold habe jahrelang in DDR-Gefängnissen gesessen - als ob der realsozialistische Knast eine Anstalt für antisemitische Sozialisation gewesen wäre. (Oder war es vielleicht umgekehrt: Wurde Gabi Kachold wegen rechtsradikaler Umtriebe eingesperrt?)

Daß in Begleitung dieser Antisemiten auch Leute auftreten, die den Krieg als »die extremste Form des Geschlechterhasses« identifizieren, wundert nicht mehr. Die freie Autorin Anna Rheinsberg, bei der der Golfkrieg eine Sicherung durchgebrannt haben muß, schreibt: »Und warum sperren die Mütter ihre Söhne und Töchter nicht ein, brechen ihnen die Hände, damit sie die Gewehre nicht gegen andere richten?« Die Angst, die Anna Rheinsberg aus ihrem Herzen sprechen läßt, schlägt um in eine terroristische Phantasie, in eine kaum verhohlene Sympathie für die islamisch-fundamendalistische Methode, Gesetzesbrechern die Hand abzuhacken.

Da nimmt es sich relativ harmlos aus, wenn Walter Jens schreibt:«Die kleinen Leute in Kuwait und Israel, Juden und Araber, zahlen die Zeche und sind wie immer die Ersten, wenn Blut verlangt wird... Ihr Schicksal ist auch unseres.« Da sitzt Professor Jens in Tübingen in seinem Sessel und behauptet unverfroren, das Schicksal der Opfer des Golfkriegs sei auch das seine. Und Peter Härtling, fasziniert von dieser dürftigen Idee, die er mit einem Gedanken verwechselt, macht daraus ein Gedicht: »mein Land - stürzt hinunter ... und verglüht - im Krieg«. Vielleicht sollte sich Härtling noch einmal auf der Landkarte vergewissern, wo die Bomben gefallen sind, oder ist es möglich, daß er territoriale Ansprüche auf den Irak erhebt?

Die unerträgliche Schicksalsgemeinde, die sich in diesem Buch zusammengefunden hat, setzt den Leser einem Wechselbad der Gefühle aus, larmoyantes Gejammere wechselt sich ab mit militantem Geschrei, das zum Beispiel die ehemalige Rotbuch-Lektorin Gabriele Dietze anstimmt, die auf knappen zwei Seiten herausgefunden hat, wer an der »Eskalationsschraube« gedreht hat, »die uns schon jetzt an den Rand eines Megadesasters gebracht hat«. Saddam Hussein? George Bush? Weit gefehlt. In Wirklichkeit sind es die »pathosdurchtränkten deutschlinken Gerechtigkeitskrieger«. Wer hätte das gedacht! Die Schuldigen sind gefunden. Zwar weiß niemand, worauf ihr Einfluß beruht, aber desto besser eignen sie sich für eine Verschwörungstheorie, in der Dunkelmänner und Drahtzieher mitten im Herzen der schönen Heimat an den Fäden jüdischer, russischer und amerikanischer Weltherrschaft ziehen.

»Ich will reden von der Angst meines Herzens - Autorinnen und Autoren zum Golfkrieg« - Luchterhand Literaturverlag. Mit Beiträgen u.a. von Lothar Baier, Klaus Bednarz, Freimut Duve, Gabriele Dietze, Uwe Friesel, Günter Grass, Max von der Grün, Peter Härtling, Walter Jens, Robert Jungk, Christa Wolf

Klaus Bittermann ist Autor und Verleger (Edition TIAMAT) in Berlin

Konkret 06/91, S. 58

Georg Seeßlen

Die Hölle der Unschuld

Vier Kino-Märchen vom Mensch-Werden in der Nachmoderne: Edward mit den Scherenhänden - Das Schweigen der Lämmer - Schrei in der Stille - Ein Engel an meiner Tafel

Nichts ist mehr außer uns, kein Feind, keine Fremde. Die Welt ist der Kleinbürger ist die freie Marktwirtschaft ist das Fernsehen. Schrecksekunde: Was kann ICH dann noch sein? Und wie soll es werden?

Für den Augenblick reicht uns wieder einmal die grundsätzliche Feindschaft zwischen Gesellschaft und Mensch. Im Einzelnen ganz allein müßte also die Kraft liegen, das System zu bezwingen, Mensch zu werden. Das heißt unter anderem, die Einsamkeit zu akzeptieren, zu verstehen, wie die eigene Wahrnehmung nur eine Wirklichkeit von vielen ist. Der Mensch ist der Außenseiter; er wird sich immer wandeln und seine Metamorphosen (fast) ohne fremde Hilfe bewerkstelligen müssen. Für das Kino heißt das: Fort mit dem »psychologischen Realismus«, der zu wissen behauptet hat, wie alles hat kommen müssen, fort mit den verläßlichen Mythen des Genre-Films. Auch das Kino muß auf die Illusion der fremden Hilfe verzichten und will autonom werden. Es zeigt: Wahrnehmung ist der Kampf in der Welt der beschleunigten Bilder.

Vier einfache Geschichten: Ein verrückter Erfinder, der in einem Schloß über einer bonbonfarbenen amerikanischen Mustersiedlung voller bonbonfarbener Tageswitwen und Allerweltsteenagern residiert (und vom altehrwürdigen Horror-Darsteller Vincent Price gespielt wird), hat neben einer Keksausstechmaschine auch einen künstlichen Menschen geschaffen, den er Schritt für Schritt aus einer Arbeitsmaschine entwickelte. Noch hat dieses Geschöpf Scheren anstelle von Fingern, und just an dem Tag, als ihn der Zauberer mit echten Händen ausstatten will, stirbt er. Edward Scissorhands lebt nun allein im Schloß, bis ihn eines Tages die lokale Avon-Beraterin (genialer Einfall!) findet und in ihre Familie aufnimmt, nicht zuletzt, um ihre kosmetische Kunst an seinen Narben und Wunden zu zelebrieren, die er sich mit seinen Scherenhänden beigebracht hat. Edward mit den Scherenhänden wird zur Sensation des Ortes, vor allem, nachdem er aus den Bäumen und Hecken der Siedlung grüne Kunstwerke, schöner und vor allem imposanter als alle Gartenzwerge und Vogeltränken, schneidet, Hunde und schließlich die Haare der Frauen aufs feinsinnigste bearbeitet. Das Verhängnis naht, als er die sexuellen Avancen einer Frau zurückweist und umgekehrt vom Freund des Mädchens in der Familie für einen Einbruch im Haus des eigenen Vaters mißbraucht wird. Die Integration des »Monsters«, die fast schon erreicht schien, wird nun vehement verweigert: Edward mit den Scherenhänden wird gejagt, und er flieht vor der üblichen lynchwütigen Menge zurück auf sein Schloß. Wenn es schneit auf diese Siedlung, in der es natürlichen Schnee nicht geben kann (es gibt überhaupt nichts Natürliches in dieser Siedlung), dann kommt das von Edward, der mit seinen Scherenhänden Skulpturen aus Eis schneidet, und die Späne fliegen über die Häuser, auch über das, in dem eine alte Frau einem Kind, das nicht einschlafen kann, diese Geschichte erzählt.

Ein Frauenmörder geht um, der seinen Opfern in großen Streifen die Haut vom Körper zu schneiden pflegt. Die junge FBI-Schülerin Clarice Starling wird auf den in einem Gefängnis für Geisteskranke gehaltenen ehemaligen Psychiater Hannibal Lecter angesetzt, um ihm Informationen über den Serienmörder zu entlocken. Aber er, der selber als »Hannibal the Cannibal« in die Geschichte der Serienmorde einging, weil er die Innereien seiner Opfer fraß, holt erst einmal aus Clarice das Verborgene: Nach dem Tod ihrer Eltern kam sie auf die Farm von Verwandten. In der Nacht ist sie von furchtbaren Schreien geweckt worden, wie denen von Kindern, und sie hat die Lämmer gefunden, die zum Schlachten geführt wurden; sie hat sie befreien wollen, ist mit einem von ihnen geflohen, das ist trotzdem gestorben. Nun hört sie in ihren Träumen das Schreien der Lämmer und versucht es als Polizistin zum Schweigen zu bringen. Clarice wird selbst zum Opferlamm, das, von Lecter angeleitet, am Ende den Mörder aufspürt und die Frau befreit, die er sich als nächstes Opfer gefangen hat. Da tappt sie für einige Zeit ganz buchstäblich im Dunkeln, wird verfolgt von dem Mörder, der sie durch eine Infrarotlichtbrille beobachtet. Sie erschießt ihn; zur gleichen Zeit entkommt Lecter, nachdem er einen seiner Wärter an den Gitterstäben gekreuzigt und ausgeweidet hat.

Am Ende der Welt, in Idaho in den fünfziger Jahren, wächst Seth Dove in einer Welt auf, die aus endlosen gelben Weizenfeldern und drin verfallenden Holzhäusern besteht. Sein Vater betreibt eine Tankstelle und verbringt den Tag damit, Vampir-Geschichten zu lesen, seiner verbitterten Frau aus dem Weg zu gehen und älter zu werden. Seth beobachtet und experimentiert. Er bläst einen Frosch auf, legt ihn auf den Weg, den die Nachbarin, die englische Witwe Dolphin Blue, nimmt. Dann zerschießt er die Kreatur mit seiner Schleuder; das Blut spritzt der Frau über Kleid und Gesicht. Zur Strafe muß Seth zu ihr gehen, sich entschuldigen. Sie schenkt ihm eine Walfang-Harpune; Seth flieht damit, als sie vor der Erinnerung an ihren Mann, der kurz nach der Hochzeit Selbstmord beging, die Fassung verliert. Aus den Geschichten seines Vaters erklärt sich Seth das Verhalten von Dolphin Blue eindeutig: Sie kann nur eine Vampirin sein. Eines Tages verschwindet Eben, und Seth findet seinen Leichnam im Wassertrog des väterlichen Hauses. Weil Luke Dove vor Jahren vom Sheriff bei einer homosexuellen Handlung überrascht worden war, hält man ihn für den Mörder. Er geht hinaus, übergießt sich mit Benzin und zündet sich an: welch ein Schauspiel.

Nach dem Tod seines Vaters kommt Seths Bruder Cameron zurück, und obwohl ihn Seth vor seinem Unheil bewahren will, verliebt er sich in Dolphin Blue, die Vampirin. Auch Kim wird ermordet auf dem Gelände der Doves aufgefunden. Seth hat die wirklichen Mörder gesehen, aber er schweigt. Als Cameron ankündigt, mit Dolphin fortzugehen, überläßt er sie wissentlich den Mördern. Verzweifelt wirft sich Cameron über die tote Frau, und Seth erwacht. Er läuft über die abgeernteten Weizenfelder, hebt seine Fäuste gegen den Himmel und schreit. Dieser Schrei will kein Ende nehmen.

Neuseeland in den dreißiger Jahren. In der engen Welt der Familie eines Bahnarbeiters wächst die pummelige, rotschöpfige Janet Frame als das »häßliche Entlein« auf, neben einem Bruder, dessen nächtliche epileptische Anfälle von den Eltern mit verzweifelt gewalttätigen Versuchen, ihn »zur Vernunft zu bringen«, beantwortet werden, und drei Schwestern. Myrtle ist der »Star« und wird von Janet bewundert; sie wird die Welt verzaubern und erobern. Myrtle ertrinkt, und niemand kann Janet helfen, mit diesem Tod fertig zu werden. Sie beginnt zu schreiben, und vielleicht ist diese tote Schwester ihr »Schreibengel«, der sie begleiten wird. In ihrer Studienzeit zieht sie sich immer mehr auf sich selbst zurück, flüchtet vor der Prüfung zur Lehrerin und wird schließlich, auf Betreiben eines jungen Dozenten, zu dem sie Zutrauen gefaßt hat, in eine psychiatrische Klinik eingeliefert. Acht furchtbare Jahre wird sie dort verbringen, nachdem man »Schizophrenie« diagnostiziert hat, und 200 Elektroschocks erdulden, von denen jeder wie eine Hinrichtung ist. Vor der endgültig persönlichkeitszerstörenden Gehirnoperation retten sie die Veröffentlichung ihres ersten Buches und ein Literaturpreis. Nach der Entlassung bietet ihr der Schriftsteller Frank Sargeson Unterkunft und Förderung. Ein weiteres Buch erscheint, und mit einem Stipendium reist Janet Frame nach Europa. Auf Ibiza erlebt sie ihre erste Liebesgeschichte mit einem amerikanischen Dozenten. Er verläßt sie, Janet ist schwanger, und nach einer schmerzhaften Fehlgeburt begibt sie sich freiwillig noch einmal in psychiatrische Behandlung. Sie erfährt, daß sie niemals unter Schizophrenie gelitten hat, und nachdem sie von der Furcht befreit ist, seelisch krank zu sein, kehrt sie nach Neuseeland zurück, ins jetzt leere elterliche Haus.

Vier Geschichten von Menschen, denen keine Hilfe zuteil wird, um mit sich und in der Gesellschaft zu leben. Ihr Blick auf die Welt entstammt dem, was Dolphin Blue, kurz bevor sie ermordet wird, böse »die Hölle der Unschuld« genannt hat. Die Welt hat ihre »ödipale« dramatische Struktur verloren; Vater und Mutter sind verschwindende Wesen, und trügerisch ist alles, was sich als Ersatz anbietet. Edward mit den Scherenhänden, der ganz buchstäblich nicht zu Ende geschaffen/geboren worden ist; Clarice Starling (in deren Namen es mehrfach leuchtet), die erst durch den bösen Vater, der sich so »kunstreich« entzieht, auf den Weg gebracht wird, die Stimmen der Schlachtlämmer in sich zum Schweigen zu bringen; Seth, der nur mit rudimentären, neurotischen Erklärungsmodellen der Welt versorgt wird; Janet Frame, die sich schreibend über das Blick-Verbot und die Isolation hinwegsetzt: Es sind Kino-Wesen, die sich zu Ende gebären und die sich, was sie sehen, selbst erklären müssen.

Das ist die dünne psychologische Haut (fort damit!) für sehr verschiedene Versuche über das Sehen und das Gesehen-Werden, was unsere mythische Vorstellung vom Verstehen und Verstanden-Werden ersetzen wird. Weil das Kino nicht mehr auf die Hierarchische Wahrnehmung von »Wirklichkeit« (innen und außen), Mythos und Traum angewiesen ist, werden elementare Formen von Aktion und Wahrnehmung wichtiger als die zusammengesetzten; der Tod, die Sexualität, der Verfall, die Zeit sind bedeutender als die daraus zusammengesetzten Mythen wie Liebe, Schicksal, Glaube oder Geschichte. Die Gesellschaft, die kein Außer-sich mehr kennt, hat auch kein In-sich mehr; so muß das Ich, das seine eigene Utopie wird, die ganze Welt, die Gesellschaft nämlich, die alle Natur gefressen hat, zum Feind erklären.

Die romantische Version, bei »Edward mit den Scherenhänden« zum Beispiel, sagt: Die Gesellschaft »erklärt« diesen Krieg, und ihre Mitglieder leiden selbst daran, daß der Außenseiter kein Erlöser mehr sein kann (höchstens poetisch schneien lassen kann er es noch); die harte Version, zum Beispiel bei »Schrei in der Stille«, sagt: Wenn das Ich sich erkennt, hat es schon alle Sünden begangen. Die weibliche Version träumt: Ich-Werden ist ein Sieg über die Gesellschaft; die männliche Version träumt: Ich-Werden ist die einzig akzeptable Form der Niederlage. Wir verlassen Janet Frame und Clarice Starling, als sie ein Bild von sich der Öffentlichkeit überlassen, Edward Scissorhands und Seth Dove verlassen wir, als sie ganz und gar allein sind.

DIE ENGEL. Je weniger wir von den Göttern zu erwarten haben (und diese von uns), desto bedeutender werden die Engel, die aus den Gestorbenen geschaffen werden. Seth Dove findet einen wächsernen Embryo in einem riesigen Ei; es ist der Engel des ermordeten Eben, mit dem Seth Zwiesprache hält. Edward mit den Scherenhänden schneidet die unerreichbar in den Niederungen der Vorstädte versunkene Geliebte als Engel in das Eis. Janet Frame hat einen Schreibengel, die ertrunkene Schwester, bei sich. Hannibal the Cannibal hinterläßt an seinen Gefängnisgittern einen schrecklichen, ausgeweideten Engel.

DER BLICK. Seth Dove schlägt seine Hände vors Gesicht, als sein Vater vor ihm in Flammen aufgeht. Aber dann öffnet er die Finger doch, sieht durch die Sperre, findet Gefallen an dem Schauspiel, öffnet ganz und weit die Augen, bläst dann noch in die Funken, damit das Schauspiel fortdauert. Janet Frame sieht vom Zugabteil aus auf die Station Seacliff. Das ist, weiß sie, der Ort, wo man die Irren hält. Die Mutter hält ihr die Hände vor die Augen: Auch diese Begrenzung des Blickes reicht nicht aus: Janet sieht, was es heißt, »irre« zu sein: keine Kontrolle über den Körper zu haben. Daß sie die Welt nun

sieht, wie um Beweise zu finden dafür, daß sie ihren Körper nicht kontrollieren kann, läßt die Neugier immer mehr in die Verletzung, den Blick, der forscht, in den Blick, der Schutz sucht, verwandeln. Clarice Starlings/Jodie Fosters Blick ist das »Thema« von »Das Schweigen der Lämmer«: Wir, die sadistischen, nachmodernen Zuschauer, forschen in ihrem Blick, was zu sehen ist (und wir sehen: eine Anthologie des Gefangenseins): Wie bei Janet Frame sind wir auch bei ihr sehr lange nahe an diesem Blick dran, bis wir uns entfernen (in dem Augenblick, wo sie im Dunkeln vom Mörder bedroht wird und ihn/uns erschießen muß: Clarice Starling hat wirklich den Zuschauer erschossen, der wie der Mörder in eine fremde Haut schlüpfen will). Edward mit den Scherenhänden sieht die Welt (und wir mit ihm) wie einen Medientraum: Natur kommt nicht vor, und mit der besondersten Perfidie wird gerade diese Bestie der Menschwerdung dazu mißbraucht, die Reste der »wilden« Natur zu zerstören. Edward kann beim besten Willen seine Vergangenheit als Arbeitsmaschine nicht gänzlich überwinden. Er versucht es mit der Produktion von Schönheit und wird dabei vollends absurd. Johnny Depps Blick ist ein morbide naiver Punk-Blick, voller Begeisterung für das Einzelne, das Synthetische; sein Irrtum: Es ist vieles möglich, aber nur weniges erlaubt.

Janet Frame kommt am Anfang, als dickes, trotziges Mädchen in zu fester Kleidung und zu klobigem Schuhwerk, einen langen Weg aus den grünen Hügeln zu uns. Dann bleibt sie stehen, blickt in die Kamera, sieht, daß sie gesehen wird, und läuft diesen langen Weg davon. Der Film, der dann doch entsteht, ist die durchaus nicht gewaltfreie Mißachtung dieser Entscheidung. In Ridleys »Reflecting Skin« haben Seths aufgerissene Augen, ein tiefes Braun gegen das Gelb der Weizenfelder und das Blau des Himmels, Wahrnehmung und Spiegel, die Funktion einer absurden Grenze zwischen dem Innen und dem Außen: Wie Edward mit den Scherenhänden, die junge Janet Frame und die Clarice Starling am Beginn ihres Daseins als Opferlamm guckt und guckt er, ohne daß es etwas nutzt. Früher hat man schief und schräg geschaut, um der Kamera (der Öffentlichkeit) zu trotzen, wie Richard Widmark oder Katharine Hepburn; später haben die Augen sich zu Schlitzen geschlossen wie bei Clint Eastwood und geflattert wie bei Madonna. Jetzt ist es dieser große und direkte Blick, direkt aus der Hölle der Unschuld; verschämt dürfen wir nicht sein für diese Filme, die nicht so sehr die Gewalt als das Sehen der Gewalt zum Motiv machen.

SCHÖNHEIT. »Mein Gott, ist das häßlich hier«, sagt Cameron, als er nach Hause zurückgekommen ist; wir sehen nur die archaische Schönheit der Weizenfelder und Inselhäuser. Und seine Mutter hat von der Schönheit der Inseln geschwärmt, auf denen Cameron war. Aber da war Krieg, und diese Inseln können schön gewesen sein, aber vor allem müssen sie mit Leichen übersät sein. Edward mit den Scherenhänden ist nach Schönheit süchtig, die ganz seinen eigenen Defiziten entspricht; er hält die Avon-Welt für die Wirklichkeit. Die Männer, denen Clarice Starling gegenübersteht, sind reine Ästheten; sie haben nichts als Kunstwerke im Sinn; Vampir oder Chamäleon (alle diese Filme über Gewalt und Blicke sind auch Filme über das Filme- und Bildermachen).

Die neue Schönheit kann nicht ohne Schrecken sein; die bis zum Ende todernste Jodie Foster in »Silence of the Lambs« macht all das, was vordem die Männer machten, das Eindringen mit der phallischen Waffe in die dunklen, blutigen Räume, das Sortieren der Wahrnehmung, die Konsequenz der Investigation, und sie tut es doch, wie Jamie Lee Curtis vordem in Kathryn Bigelows»Blue Steel«, ganz und gar als Frau. Das will sagen, daß sie deswegen nicht aufhören muß, eigene Identität zu erkämpfen, während die Männer, die gefährlichen Künstler wie die dummen Karrieristen, sie beständig verlieren. Wir wissen auch von Janet Frame von Anbeginn, wie schön sie ist, und wie schön durch sie die Welt. Aber Schönheit existiert nicht, sie geschieht; Gott existiert und ist deswegen uninteressant, die Engel geschehen; das Bild existiert und ist deshalb uninteressant, der Blick aber geschieht. Edward mit den Scherenhänden schaut aus der Hölle der Unschuld heraus, wie jemand, der alles zum erstenmal sieht, und muß es gleich bearbeiten. Ja, das ist ein Wesen aus dem Märchen.

Der eigene Körper ist so unvollkommen; er blutet, stärker als die Lumpen, die man sich um die Scheide binden soll; ein sanfter Augenblick nur trennt ihn vom Tod; er fügt sich selber und anderen Schmerzen zu, unbeabsichtigt; er ist das Ziel der Attacke. Ganz elementare Angriffe finden auf ihn statt; Seth wird mit Wasser abgefüllt, wo er nicht gleich schlafen kann '»Werd' endlich erwachsen und schlaf!« sagt die Mutter), so wie der Vater sich gleich darauf mit Benzin abfüllt; Janet attackiert sich mit Süßigkeiten, die ihre Zähne zerstören; Edward greift sich immer wieder mit den Scherenhänden ins Gesicht, Clarice Starling hat einen blutigen Fleck im Auge. Aber noch stärker ist die Erfahrung des Verfalls draußen. Seth sieht nur Menschen, die in sich zusammenfallen, historisch, oder dramatisch wie Sheriff Ticker, dem Hunde, Bienen und Schweine Teile seines Körpers genommen haben. Dolphin Blue sagt, jeden Morgen, wenn sie aufsteht, bleibe ein Teil ihres Körpers im Bett zurück. Hannibal Lecter wird mit immer neuen Masken versehen. Janet Frame, am Ende, hat gelernt, wie man sich fotografieren läßt (so, als wäre man mit den Hügeln und Wiesen wirklich zu neuer Harmonie gelangt: als habe man die Natur dann doch besiegt); sie schreibt Schönheit; Edward schneidet Schönheit, Clarice wird auf nicht weniger synthetische Weise schön, indem sie das Erdfarbene aller ihrer Erfahrungen akzeptiert, so wie Edward die bonbonfarbene Welt akzeptiert hat. Die Schönheit ist ein Zerfallsprodukt, das den Zerfall nicht aufhält.

Höhepunkt und Umkehr der Kinogeschichte: Wir sehen nicht mehr Menschen zu, wir sehen Menschen beim Sehen zu. Und wir beobachten, wie ambivalent das Verhältnis von Intimität und Öffentlichkeit ist. Janet Frame erlebt ihre Passion an der Gemeinschaft, an der Kommunikation und ihre Erlösung in der Öffentlichkeit, die über die sinnliche Erfahrung hinausgeht.

Clarice Starling wird aus der Konfrontation in die Organisation entlassen; Edward mit den Scherenhänden (der verkleidetste und depressivste aller dieser Helden der Nachmoderne) ist überhaupt nur für die Zeit gesellschaftlich lebensfähig, in der er öffentliche Reputation genießt.

»Barbarische Schönheit«, das verlangt Ridley von seinem Film, und barbarische Schönheit ist auch Ziel, Metamorphose immerhin, der anderen. Wir sehen erst Janet Frame blicken, neugierig, höllisch unschuldig, dann sehen wir die Blicke auf sie: die kalten Blicke der Ärzte, die sie als Objekt der Ausgrenzung sehen, die Blicke des spießig-wahnsinnigen Mannes, der sie sich als Objekt für eine spießig-wahnsinnige Ehefrau erkürt, den Blick der spanischen Frauen, die sie dem amerikanischen Teufel verfallen sehen, dessen Blick, liebhaberisch, auf die nackte Janet, die im Meer badet. Und am Ende hat Janet gelernt, beides zu praktizieren und zu verbergen, zu blicken und angeblickt zu werden.

MYTHOS. Es ist ganz einfach, auch nachmodern (nach-aufklärerisch auch: aus einer selbstverschuldeten/selbst inszenierten Unmündigkeit ist kein Mensch zu führen) funktioniert das dreiaktige Drama: die Isolation/Entfremdung/Sünde, auf die die Passion, das Opfer, die symbolische Tat folgt, führt zu Erlösung, Befreiung, Tod und Metamorphose. Etwas anderes könnten wir gar nicht verstehen. Aber die Hierarchie beginnt zu schwinden, während die Bilder an Autonomie gewinnen. Das Kino, lernen wir, ist die Kunst des Verschwindens, des Nicht-Bildgewordenen. Hitchcock zeigt einen Mord, ganz ohne einen Mord zu zeigen; Kubrik macht mit einem Schnitt die semiotische Komplizenschaft von Vergangenheit und Gegenwart deutlich. Das Jetzt ist die Zeit, die im Kino nicht vorkommt. Wir gehen auch deshalb ins Kino, weil es jetzt nichts anderes gibt (beim Fernsehen ist das anders: beim Fernsehen können wir uns lieben, langweilen, umbringen). Aber diese Absenz bezeichnet ein klassisches Kino, das nicht mehr existiert. Das nachmoderne Kino entdeckt, neben Barbarei und Mythos, den Augenblick, entfernt vom Roman und Theater, näher an der Malerei. Nichts anderes als Märchen kann dieses Kino der Metamorphosen erzählen, gewiß, und es überfällt uns doch, ganz neu, mit einer Behauptung, die sagt: »Jetzt.« Die wahnwitzige Frauenwelt von »Edward mit den Scherenhänden«, die Glasblicke zwischen Clarice Starling und Hannibal the Cannibal, Dolphin Blues vergeblicher Aufbruch, Janets Wachsen in den eigenen Körper - das kann der Film zeigen mit einem neuen Gestus. Er sagt: Jetzt (es ist das Bild, das entstanden ist und im Augenblick sich nicht kümmert um die Moral und das Abgebildete), und er enthebt sich damit der Vergleiche und Hierarchien. Auf Greenaway, Lynch und Almodovar folgt ein postmodernes Gebrauchskino, besser noch, neues Sehen.

Janet Frame, eine wundervolle Schriftstellerin, ist sehr viel präziser, unnachsichtiger als die literarische Erfindung, um die es im Film geht. Sie beschreibt, zufällig vielleicht, nicht so sehr ihren Film, als eine mögliche neue Art von Kino: »In my childhood I had displayed number riddles, memorizing long passages of verse and prose, mathematical answers; now, to suit the occasion, I wore my schizophrenic fancy dress.« Wie gefährlich das ist, zeigt der Film, zeigt das Kino der Gegenwärtigkeit. Distanz und Nähe, Raum und Zeit, das sind Lebensmittel unter gesellschaftlicher Kontrolle.

Womit wir wieder dort wären, wo alles aufzuhören begann, beim Kino, das gegen das Verschwinden arbeitet, statt es zu zelebrieren. Es kann, ganz unterschiedlich, neue Fragen stellen, das Augenblickliche und Elementare betreffend, aus der Hölle der Unschuld heraus (weil auch alles verschwunden ist, was sinnvoll dem Kino hätte vorschreiben können, wohin es sich zu entwickeln hat). Aber das ist nur so eine Idee. Als gäbe es keine Filmindustrie.

Konkret 06/91, S. 62

Diedrich Diederichsen

DER ANHANG

1. Boogie Down Productions: Live Hardcore Worldwide, (BMG/Jive/Ariola)

Im strengen Sinne nicht, wie behauptet, die erste Live-HipHop-Platte, dafür aber der einzige HipHop-Act der Welt, der abend- bis nächtefüllende Bühnenaktion bieten kann. KRS Ones kleiner Bruder Kenny Parker als Raggamuffin-DJ und diverse Stargäste (Gang Starr, Shabba Ranks, Nice'n' Smooth, Sister Card), die gesamte BDP-Posse mit KRS One und Jamalski wirft sich für jeweils zwei, drei Rhymes die Mikros zu, während Kenny Parker wie ein jamaikanischer Selector die immer gleichen drei vier Instrumentaltracks rewindet und wieder rewindet - so sah ich sie Anfang des Jahres in Amerika. Bei dieser Show, die neben Aufnahmen aus London und Paris auch auf dieser Platte verwendet wurde, fielen auch diese unsterblichen Worte: »We got to stop the violence! And start the revolution! Stop the violence by any means necessary. By any means necessary. Any means necessary! Some people wanna stop the voilence with a flower. We're not living like this. Some people wanna stop the violence with a banner. We're not living like this either. If negativity comes with a 22, positivity comes with a 45!«

2. Sozialdemokraten are down

Björn Engholm im »Spiegel TV«. Nach getaner Arbeit sitzt der Politiker mit dem Sinn für die schönen Dinge des Lebens in seinem Eigenheim. Brüllend laut plärrt Dr. Alban aus seinen Speakers. Der Boden bebt. Stefan Aust is in the house. »Was hören Sie da eigentlich, Herr Engholm?« Engholm nimmt einen tiefen Zug aus seiner Pfeife. Pause. Dann ganz knapp, ganz street: »Rap!« Zur selben Zeit in Paris. Jacques Lang sitzt bei einer Talk-Show den Pariser Homeboys von N.T.M. (= Nique ta Mere = Fick Deine Mutter) gegenüber. Ob er die Texte, die Gewaltverherrlichung, die monotone Musik - ob er das nicht abstoßend, irritierend finde? »Nein«, Jacques Lang räkelt sich: »Für mich ist das wie Commedia dell' arte.«

3. Die Laclau/Mouffe-Geras-Debatte

Vor zwei Jahren erschien bei dem wichtigsten linken Theorie-Verlag der anglo-amerikanischen Welt, bei Verso, »Hegemony and Socialist Strategy« von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. Ein seinerzeit aufsehenerregender und hier immer noch unübersetzter Versuch einer diskursanalytischen bis psychoanalytischen Lektüre einiger marxistischer »Klassiker« (Rosa Luxemburg, Kautsky, Plechanov), die schließlich in einem Vorschlag an die Linke gipfelt, sich »towards radical democratic politics« umzuorientieren, die liberale Ideologie nicht länger zu kritisieren, sondern beim Wort zu nehmen. Darin konnte Norman Geras nur Revisionismus und andere moralische Schlappheiten entdecken. In »Discourse of Extremities«, ebenfalls bei Verso, rechnet er furios auf fast hundert Seiten mit Laclau/Mouffe ab. Die antworten ihm, nicht minder persönlich beleidigt und intelligent, unter »Post-Marxism without Apologies« in Laclaus neuem Buch »New Reflections on the Revolution of Our Time« (bei Verso!). Doch seine Antwort auf die Antwort hat Geras auch noch in »Discourse Of Extremities« unterbringen können, so daß er für den Moment das letzte Wort hat. Die Mischung aus dem, was man in England »Scholarship« nennt, und dem angesichts der Erhitztheit aller in diesem Streit gefallenen Argumente auch verständlichen Einklagen von allen möglichen Höflichkeitsformen erinnert uns daran, daß in Deutschland Linke lange nicht mehr gleichzeitig auf so einem Niveau auch so erhitzt diskutiert haben.

4. Macka B: Peace Cup (Ariwa)

Darin vor allem dieser Satz: »Jah is the computer/I am the programmer.«

5. Hubert Fichte: Die Schwarze Stadt (Fischer)

Ein neuer Band der »Geschichte der Empfindlichkeit« - Interviews, Berichte, Essays, die zwischen '78 und '80 in New York - den Jahren der Graffiti und des frühen HipHop - entstanden sind und auf die eine oder andere Art auch davon handeln. Darin besonders die drei Interviews mit dem schwarzen Kunstprofessor, Gefängnislehrer, Künstler und Aktivisten Michael Chisholm, der weder Graffiti noch Paul Wunderlich leiden kann, und der Essay-Exkurs »Die Beschreibung afrikanischer und afroamerikanischer Riten bei Herodot«, darin: »Herodots Landsleute, die Karer und Ionier, die als Söldner des Pharao um 591 Sgraffiti in die Kolosse von Abu Simbel ritzen, sind dem Kundigen entgangen. Er scheint also nicht bis Abu Simbel vorgedrungen zu sein; die sprachtheoretische Bedeutung dieser Sgraffiti war vergessen oder sie war noch so etwas Selbstverständliches, daß man sie nicht der Erwähnung für würdig hielt:

egraJe d' yme Arxon - uns aber schrieb Archon.

UhleJos m' egraJe - mich hat Telephos geschrieben.

..xai Kricis egraqan eme. - ... und Krithis haben mich geschrieben. Verwörterung der Welt: Das Wort sagt ich zu sich selbst.«

6. Brian & Tony Gold: Sound Ting

Typischer, aber sehr langsamer One-riddim-Dancehall-Reggae-Sampler. Cocoa Teas Version des Ting-Riddim heißt »Oil Ting«, darin vor allem: »Oil Ting /It's a serious someting/Cause dem arab men/dem a no joking«.

7. Material: The Third Power (Ariola/BMG)

Neue von Bill Laswell zusammengestellte, workshop-artige LP unter seinem alten Bandnamen Material, mit allem, was in New York Rang und Namen hat, von den Jungle Brothers bis zu Shabba Ranks. Darin vor allem die neue Version des alten Last-Poets-Poem, »E Pluribus Unum«, vorgetragen von Last Poet Jalal Nurridin, eine dekonstruktivistische Lektüre eines US-Geldscheins mit den bislang besten Metaphern für Hyperkapitalismus oder Geld als die bare Münze des apriori, die aber für diese kürzere Fassung weggelassen wurden und nachzulesen sind in Last Poets: Vibes From The Scribes (Pluto Press, London 1985): »Cause paper money is like a bee without honey/ with no stinger to back him up/ and those who stole the people's gold/ are definitely corrupt/ Credit cards, master charge, legacies of wills/ real-estate, stocks and bonds on coupon paper bills/ Now the US mints, on paper prints, millions every day/ and use the eagle for their symbol, cause it's a bird of prey/ The Laurels of peace and the arrows of wars/ are clutched very tightly in the eagle's claws/ filled with greed and lust,/ and on theback of the dollar bill,/ is the words In God We Trust/ But the Dollar bill is their only God/ and they don't even trust each other/ for a few Dollars more they'd start a war/ to exploit some brother's mother...«

8. Frank Zappa & The Mothers Of Invention: Weasels Ripped My Flesh (Barking Pumpkin/Intercord)

Bei der CD-ReIssue-Reihe von Zappas Werk ist dann schließlich diese aus unveröffentlichtem Material nach dem Ende der ersten Mothers-Besetzung 1969 zum ersten Mal veröffentlichte Platte als vielleicht beste Zappa-Platte überhaupt hervorgegangen. Darin besonders, wie Zappa in »Toads Of The Short Forest« live die erklärenden Untertitel zur Polyrhythmik seiner Band einspricht: »Right now on stage we have drummer a playing in 7/6 time, drummer b playing 3/4, the bass 3/4, the organ 5/8, the tambourine 3/4 and the alto sax just blows what it knows.«

9. »Express«, Köln, 7.5.1991

Darin besonders Seite 2: »Auch Kohl hätte zwei Kopfschüsse gekriegt«: »Wirr spricht er von dem Fernseher in seinem Kopf: 'Das ist der Staatsterrorfunk' (...) Doch Ernst Baljer, Leiter der Wieslocher Klinikabteilung für psychisch kranke Rechtsbrecher (...): 'Es gibt durchaus eine Zukunftsperspektive für Herrn Kaufmann. Er muß in langen Gesprächen erkennen, daß wir recht haben und nicht er. Aber wir haben schon schwierigere Patienten als geheilt entlassen.'« So sehr alles wesentliche zum Fall Kaufmann von Pohrt schon gesagt worden ist, so lustig ist es nicht nur, wenn die, die sich um die Verrückten kümmern sollen, wie im Witz genauso verrückt sind wie die Verrückten, sondern vor allem, daß jedem, der auf einen Staatsterror im Fernsehen, Kopf, Radio oder sonstwo sich spezialisiert hat, vom derart geschmeichelten Staat auch genau die Antwort auf der Spezialistenebene bekommt, auf der er sich beworben hat. Der Krankheitsgewinn ist auf beiden Seiten enorm.

10. Brett Easton Ellis: American Psycho, (Picador oder Vintage/Random) und Jonathan Demme: Das Schweigen der Lämmer.

Ob man das Buch widerlich findet und den Film für ein Meisterwerk hält, spielt nicht die entscheidende Rolle, wenn man ihre sozialpsychologischen Behauptungen extrahiert: So wie das Buch einen Zusammenhang zwischen extremem Warenfetischismus und extremer sexueller Folter behauptet, stellt der Film einen Zusammenhang zwischen Behaviorismus und Serienmorden her. Jodie Foster tut nichts, was sie nicht sichtbar gelernt hat, und Hannibal Lecter denkt sich nur aus, was die ihn beobachtenden Behavioristen nicht lesen oder berechnen können. Beim »American Psycho« entspricht jedem sorgfältig plazierten Produktnamen eine weitere Steigerung der Quälereien, die er seinen Opfern zumutet. Beiden scheint es um die Unsichtbarkeit, tendenziell schrumpfende Wahrnehmbarkeit des Verbrechens (des »Bösen«) im Zeitalter seiner Weltausdehnung einerseits und relativistischen Erklärbarkeit und Verwaltbarkeit andrerseits zu gehen. Daß bei Ellis der Yuppie an Frauen stellvertretend krass exekutiert, was seinesgleichen im Weltausbeutungszusammenhang unsichtbar oder abstrakt, verschanzt hinter einem Produktnamen-Lebensstil-Code anrichten, entspricht als fast schon rührend platte, möglicherweise nur nachgereichte »Entlarvungs«-Moral Demmes Vorschlag, nur den intellektuellen Verbrecher und den sich von seinem vorgesehenen Lebenslauf als Opfer befreienden Aufsteiger (Frau) als »Menschen«, »Individuen« aus dem administrativ-deterministischen Netz von Behaviorismus und Staatsrationalität hervorgehen zu lassen. Als Diskussionsbeiträge zu einer Geistesgeschichte des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten und der immer neuen, diese

Möglichkeiten verwaltbar machenden gedanklichen und technischen Determinismen, wo »Freiheit« und »Homelessness« konvergieren und »Abenteuer« (als Vollzug der Freiheit) das Recht zu töten miteinschließt, unbedingt zulässig. Vgl. dazu besonders **P. J. O(Rourke: »HOO * AAH! - The Last Dispatch From The Gulf War« (Rolling Stone, 5/91),** z.B.: »When the Iraquis tried to leave Kuwait City, early on the second day of the ground war, they headed en masse up the road to Basra, using both sides of the six-lane highway. About thirty miles north of the city (...) this bug-out was spotted by US Navy A.-6 attack planes. These navy pilots must fly New York City traffic helicopters in civilian life, because they knew exactly what to do. They went right to the spot on the crest of the ridge where the road narrows from six lanes to four and plugged that bottleneck with cluster bombs: (We’ve got a real tie-up outbound on the Basra Road this morning due to explosion, incineration, mutilation and death...’ (...) Allied burial details were moving through the wreckage, but some bodies were still lying there, crispy and twisted in agony. I felt sorry for the poor bastards, but it was a reasonable, detached kind of sympathy that came from the went-to-college part of the brain (...) but after seeing what they had done in Kuwait City, I had more of an Old Testament feeling in my heart: ‘Then did I beat them as small as the dust of the earth, I did stamp them as the mire of the street, and did spread them abroad’ (2 Samuel 22:43).« Im Gegensatz zu Hannibal Lecter oder dem American Psycho ist weder O’Rourke eine literarische Figur noch ist das von ihm Beobachtete Fiktion und »not intended to refer to any living persons«, wie es auf dem Schmutztitel bei Ellis heißt. Das »Alte Testament«, wahrlich, der literarische Skandal, mal wieder, des Jahres.

Diedrich Diederichsen schrieb in KONKRET 5/91 eine Würdigung zu Dylans 50. Geburtstag

Konkret 06/91, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

19. April 1991, 18 Uhr 59. Der Countdown läuft. Wird Kurt Rittig es schaffen? Kurt ist als Hobby Fernsehdirektor beim Südwestfunk Baden Baden. hauptberuflich muß er Gott wie jedes Jahr Sieben Gerechte zeigen. Nicht leicht, angesichts der Menschheit charakterlichen Defiziten ohne Maß. Schafft ers, wird Armageddon auf ‘92 prolongiert, schafft ers nicht - vergisses! Noch 37, noch 36, noch elf, noch zehn, noch zwei, noch eine Sekunde, zero! Hurrah! Kurt hat es, die Feuer- und Schwefelkübel gehen aus der Schwappposition zurück in die Waagerechte, wieder einmal geschafft. Punkt 19 Uhr präsentiert er im Fernsehstudio I unter der Banderole »König-Kunde 1990« seine Sieben Gerechten des Weltuntergangaufschiebungsbewertungszeitraums, wobei er sich eine kleine Schadenfreude genießerisch genehmigt gegenüber Gott, der denG. Lackmeier gibt.

Zeit ist Geld, deswegen hier mit genehmigung Kurts und Gotts nur drei von den Sieben Gerechten. Der erste ist der mit der »König-Kunde-Krone in Gold« zurecht als Gerechter aufgerufne Wormser Autowerkstätteninhaber Dieter Diesel: Er hatte sich für den Kraftfahrer Gerhard Becker »ohne drum gebeten worden zu sein, mit großem Zeitaufwand um die Beschaffung von Ersatzteilen für einen von anderen Werkstätten als irreparabel geschilderten Motor bemüht«. Der zweite Gerechte ist Horst Krösche vom Frischemarkt Krösche in Wuppertal, weil er »die 90jährige gehbehinderte Großmutter Gregor Kauls aus Köln schon seit Jahren mit den Worten ‘auch wenns nur eine Apfelsine ist, wir bringen sie Ihnen in die Wohnung` mit Lebensmitteln frei Haus beliefert«. Der dritte Gerechte aber, eine sie, ist Gertrud Steiert vom Gasthof Engel zu 7824 Hinterzarten. Warum? »Das Ehepaar Hübner aus 6141 Einhausen suchte während seines Schwarzwald-Urlaubs fast jeden Tag den Gasthof Engel auf, um dort zu essen. Und jedesmal begann das jüngste Kind zu schreien. Um ihren Gästen eine ungestörte Mahlzeit zu ermöglichen, nahm wie auch sonst die Wirtin sich des kleinen Gastes an, ging mit ihm in die Küche und beschäftigte sich mit dem Kind.«

Bis 19. April 92 gehts also, wie der Barde im »35-Stunden-sind-genug-Lied des westdeutschen Rüstungsproletariats« singt, weiter mit Surfen, Bowlen, Schifahren, Vögeln und dem Glas im Dämmerschein. Aber dann? Müssen Sieben Gerechte wieder her und diesmal, wie aus Gott nahestehenden Kreisen verlautet, keine gewöhnlichen Freihauslieferer, Vergaserpopler und Kindergeschreientsorgerinnen, sondern Gerechte karätigsten Kalibers: Sieben, die ihr, aus hoffärtigsten Gründen wie zum Beispiel der unverstandnen Zusammenhänge des Golfkrieges gekündigtes KONKRET-Abo reanimieren. Oder: Die Welt geht unter. Bin gespannt!

dpa-Chefredakteur Dr. Wilm Herlyn!

Wilm! Wenn Sie vom Opernphantom berichten lassen, dann geschieht das unter »Magermilchmusical« und nicht unter »Behinderte«. Und wenn Ihre Leute was über Bangladesh verbreiten, dann steht da nicht »Wasserspiele« drüber, sondern »Ausland/Naturkatastrophe«. Was also soll an den täglichen Rassismen in den dazugekauften Ländern »vermischt« sein? Denn allerdings, wann immer ostzonale Hautköpfe, ein Pfund I A Muskelfleisch auf den Körpercentimeter, ausländische Farbige und einheimische Linke jagen und zusammenhaun oder Asylantenhütten abfackeln, dann vermelden Sie das, gradso, als wenn sie vom Feierabendpikkolo beschwipst wärn, kontrollverloren unter »Vermischtes«. Weil sich hier sehr wohl etwas vermische, nämlich Fäuste und Zähne und Totschlagsseligkeit und Angstschweiß? Das, Wilm, kann nicht ihr Ernst sein. Mir wär lieber, Sie gerireten sich als Kerl von Gebrüder Grimmschen akuraten Graden und gröffen bei den Untergebenen Ihres Instituts, ganz die herrische Einsilbigkeit Ihres Rufs auslebend, sprachreglerisch militant durch. Soziale Jagdszenen künftig ins Töpfchen »Rassismus«, den jodelnden Goldfisch und die singende Säge wie bisher ins Kröpfchen »Vermischtes«. Aber bißchen plötzlich!

Vera Oelschlegel! in der ixten Folge der zur Zeit very beliebten Reihe des Westfernsehens »Los, gestehn Sie: Wie trieben Sie’s im Sozialismus?« wurden Sie von einem SFB-Unterhaltungssendungsmädl über die verbrecherische Herkunft Ihrer 5,5-Zimmerwohnung ausgequetscht. Sie, die damalige Prizipalin des Theaters im ehemaligen Palast der ehemaligen Republik, gaben Auskunft ala Brecht vorm amerikanischen Untersuchungsausschuß und ich war wie weg von Ihrer dialektischen Anmut. Dann wollte das Mädl wissen von Ihnen (und keine kann das »wo ist der Schnee vom ver-gan-ge-nen Jaaahr« so schön wie Sie!), ob Sie den Autor eines Liebesbriefes an Sie um Genehmigung beim Abdruck in Ihren, die inzwischen eingetretene Mietpreissteigerung teilweise abfangenden, Zonenmemoiren ersucht, und Sie verneinten fast tonlos und ich widerte mich ab. Aber als Sie dann, gefragt, ob Sie, weil in Reihenfolge mit einem DDR-Filmregisseur, einem DDR-Schriftstellerverbandspräsidenten sowie einem DDR-Führungsfunktionär verheiratet gewesen, »ähnlich wie Leni Riefenstahl immer nur die Nähe zur Macht gesucht« hätten, antworteten, verglichen mit Leni Riefenstahl wüßten Sie nur, daß die eine »große Filmkünstlerin« gewesen, da sah ich nur mehr ein gepudertes Puppengesicht in der Glotze und

zornig schrie ich auf und zotig: Hast du den Arsch offen, oder warst du nie Genossin?

Wir sind, wenn ihr deutschen SchriftstellerInnen aus den elf alt- und den fünf neusprachlichen Ländern vom 24. bis 26. Mai im Hotel Maritim zu Travemünde nach vier Jhrzehnten zerissenheizbedingten Trennungsleiz Euch in die Ärm gefallen sein werdet, aufs hymnischste mit von Partie. Hölderlingeraune im laptop und glöster Zung und gfundnen Worts ins Offne naus und mit frischbesohltem Denken den Hügel wünschend nauf, wo mer im Maigrün abischaut aufs sich bis in den entlegensten Elendswinkel der Welt entgrenzende Europa der SchriftstellerInnenländer - nur so gehts voran, o du wiedervereinigte deutsche Schriftstellergewerkschaftsfrau und du, dito wieder zsammgwachsener deutscher Schriftstellergewerkschaftsmann.

Für die der Arbeitsgemeinschaft »Frohsinn auf Trikont« assoziierte Kindersterbegruppe »Mit 5«

Mbukele Distrofi

Konkret 06/91, S. 66

Hermann L. Gremli□ a

Gremli□ as e□ press

Ein Marxist schreibt an die »Frankfurter Rundschau«:

Das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes in Karlsruhe (»Frühere Junker erhalten ihr Land nicht zurück«) kann ich nur mit Empörung zur Kenntnis nehmen. Hier wird jedes Recht mit Füßen getreten, eine Minderheit vom deutschen Recht ausgegrenzt, Klassenjustiz geübt.

Recht hat er, der Wolf Lüdeke v. Weltzien, der sich da so erregt: Das Recht, welches das Bundesverfassungsgericht zu sprechen pflegt, ist das Recht einer Klasse, und zwar der herrschenden, der bürgerlichen. Daß der Spruch der Karlsruher Klassenjustiz diesmal nicht, wie üblich, die Proleten trifft, sondern die Reste des Feudaladels, öffnet eine neue Front:

Man kann zwar nicht gut finden, aber durchaus verstehen, wenn Menschen anfangen, mit Bomben zu werfen.

Friede den ostelbischen Gütern, Krieg den Justizpalästen! Sieg im von und zu-Krieg!

Über den toten Pianisten Rudolf Serkin schreibt der Musikredakteur Klaus Umtata im »Spiegel«:

Wenn er, schmächtig und bescheiden, dem Komponisten Gustav Mahler nicht unähnlich, an den Flügel trat, waren seine Zuhörer bereits durch das Gegenteil fasziniert.

Was ist das Gegenteil von einem Flügel? Oder meint er das Gegenteil von Gustav Mahler? Noch schlimmer ergeht es dem toten Sozialisten Theo Pinkus in der Schweizer »WoZ«:

*Dann ist er kurz darauf gestorben. Dabei wollte er doch am Abend zu einer Veranstaltung und bald nach Berlin, nach Salecina, steckte wie immer voller Projekte und Reisepläne. Eine Würdigung dieses Vernetzers*folgt auf Seite 3. Man stelle sich vor, man würde vorm letzten Gericht gefragt, wozu man es in seinem Erdenleben gebracht habe, und müßte antworten: zum Vernetzer. Seit ich das gelesen habe, seit ich weiß wie »Spiegel« und »WoZ«, Väter und Töchter sogar die ihnen lieben Pianisten und Kommunisten unter die Erde bringen, habe ich mich entschlossen, beide einfach zu überleben oder mit meinem Tod wenigstens zu warten, bis Wolf Lüdeke v. Weltzien auch hier nach dem Rechten gesehen hat.

Der deutsche Revolutionsschriftsteller Stefan Heym hat immer noch nicht genug von deutscher Revolutionsschriftstellerei, weshalb er für Gruner + Jahr »unmißverständliche Worte an den Bundeskanzler« schreibt:

Treten Sie zurück, Herr Kohl!

Zwar ist Zensur derzeit ziemlich verpönt, aber die Folgen der ersten von Heym und seinen kunstgewerblichen Kolleginnen herbeigeschriebenen und also auch zu verantwortenden deutschen Revolution, totgeschlagene Ausländer und vier Millionen Arbeitslose inklusive, lassen uns zu jedem erreichbaren Gott beten, daß auf diese Revolutionsschriftstellerei das Volk bzw. der deutsche Mob nie wieder hören möge, und, bis ein Gott uns hört, an den Revolutionsschriftsteller selbst die sogar ihm unmißverständlichen Worte richten: Legen Sie den Griffel weg, Herr Heym!

Dieser Forderung müßte sich inzwischen auch ein Denker anschließen können, den der von ihm gänzlich unerwartete Erfolg des von Burda für die Zone, die doch eigentlich die »TAZ« lesen sollte, produzierten Schweineblatts »Super« an den Rand seines ersten richtigen Gedankens bringt:

Betrachtet man die Hilflosigkeit der deutschen Innenpolitik..., dann kann man Burda/Murdoch nur recht geben: der Markt ist da. Zwischen der Politik und der Ökonomie klafft ein großes wüstes Feld. Die Demokratie hätte es ausfüllen können oder eben die Hetze.

Er meint: die »Tageszeitung« oder eben Burdas »Super«.

Daß »Super« so gemacht werden kann, wie es gemacht wird, beweist, daß mit einem Thema jedenfalls nicht mehr gerechnet werden muß: das Thema der Bürgerrechtsbewegung, die es einst, vor einem Jahr nämlich, gegeben haben soll.

Wer hat das, vor einem Jahr, gesagt: daß es Bürgerrechtsbewegungen in der Zone gibt und daß sie ein Thema haben, das irgendwen mehr interessieren werde als einen Dreck? Wer hat das den Leuten eingeredet? Ich erinnere mich da an einen hilflosen Innenpolitiker, der davon geträumt hat, daß Burda den demokratischen Markt im Osten Arm in Arm mit der dort heiß ersehnten »Tageszeitung« samt ihrem dann endlich standesüblich bezahlten Chefoberkommentator erobern werde. Auf mich hätte er hören sollen, dann stünde er jetzt, und das reichte fürwahr, nur halb so bananenkrumm dumm da, der Klaus

Hartung.

Die Karriere des an dieser Stelle schon einmal erwähnten Hamburger Lokaljournalisten Tom Janssen neigt sich ihrem Höhepunkt zu: Nach schweren Jahren im anarchistischen Underground der Hansestadt hatte er zunächst in der Lokalredaktion der Kinder-»FAZ« ein Volontariat in Anpassung absolviert, mit dem Erfolg der probeweisen Berufung ins Ressort Rathauskantine der örtlichen »Morgenpost«. Nach einigen tragisch gescheiterten Versuchen, die Speisenfolge am Eintopftag ohne gravierende orthografische Unfälle abzuschreiben, mußte er das gastliche Haus verlassen. Wer aber gefürchtet oder sogar gehofft hatte, man werde dem Tom Janssen (das zweite s im Namen könnte bei dem Versuch seines Trägers entstanden sein, ihn von Pappi Janssens Haustür zu buchstabieren) hinkünftig als Dauergast der Suppenstation des Barsbütteler Sozialamts begegnen, hatte seine Rechnung ohne den Wirt »Jo« (Johannes? Joachim? Jokurt?) Müller gemacht, einen Gourmet, der für die Hot Küsien seines Etablissemangs noch einen Mätre de Sooß brauchte und in Jansen einen kongenialen Kollegen fand, der nach dem Angtree

Politiker sind auch Menschen, mit Geschichte und Geschichten - Das Loch zwischen Anspruch und Wirklichkeit

eine Platt de Schur auffahren kann, die aus den gegrillten Mittelmeerfischen kräftig vor allen den Manta herausschmecken läßt:

Daß originelle Überraschungen in der Hamburger Politik nicht nur immer auf Seiten der Grün-Alternativen angesiedelt sein müssen, bewies 1987 ein kleiner Jura-Professor. Und das ausgerechnet für die FDP, jenem Verein, dem in Hamburg der Geruch der Wende und hartem Steinzeit-Liberalismus besonders anhing.

Das sind, ich schwör`s, die ersten beiden Sätze: Schon hier ist dem Dativ gerettet, gibt es neben erwarteten Überraschungen auch originelle, die dafür aber nicht bereitet werden oder eintreten müssen, sondern angesiedelt werden, damit der Geruch hartem Steinzeit-Liberalismus vergeflogen zu haben sollte - und so geht`s, ich schwör`s, eine volle Seite lang weiter, was natürlich erst möglich ist, seit die Verfasser ihre Texte auf dem LinotronicComputer selber setzen - ein Setzer in der guten alten bleiernen Zeit hätte spätestens bei »jenem Verein« mit Zeilen geschmissen oder, gegen einen Kasten Bier, die des Anarchobeten stillschweigend ins Deutsche übertragen.

Hier schreibt der Chef Müller mit schwitziger, aber eigener Faust:

Hier plakatiert eine Partei, die den Kampf um das Rathaus aufgegeben hat. Es geht ihr nur noch darum, die Stammwähler in die Urnen zu bekommen.

Wie aber heißt die Partei, die ihre Stammwähler in die Urnen bekommen will? Oder hieß sie? Und wie, Herr Müller? KBW vielleicht, oder KPD/ML?

Warum so viele Älpler einen Kropf kriegen, ist bekannt. Ob sich herausbringen ließe, warum gerade in Hamburg eine Überfunktion der Metapherndrüse derart häufig auftritt, daß praktisch kein Chefredakteur davon verschont bleibt, angefangen natürlich bei Theo:

Die verklammernde Kraft des Vielvölkerstaates wird zerfressen von der Wucht, mit der die Einzelteile nach Loslösung drängen... Dennoch kann uns nicht Hekuba sein, was hinter den Karawanken geschieht.

Wieso Hekuba? Warum nicht Drakula? Mir zum Beispiel ist, was hinter den Karawanken oder den Karpaten passiert, Haribo.